Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

132 (8.6.1935) Zweites Blatt

Visual Library

Nr. 132
Zweites Blatt

Durlacher Tageblatt

Samstag
8. Juni 1935

Umschau.

Russenpakt und Locarnovertrag. — Keine Flottenrivalität mit England. — Die Welt braucht Frieden.

):(Durlach, den 8. Juni.

In Frankreich hat man es in dieser Woche unternommen, mitten in den selbstverschuldeten Krisen der Regierungen und der Währung wieder aktiv sich in die Außenpolitik einzuschalten, bei der man ja auch allerhand Sorgen hat, die man sich freilich zum großen Teil gleichfalls selbst verschuldet hat. Besonders peinlich ist natürlich dem französischen Außenministerium, der deutsche Einwand, daß das Militärbündnis mit Sowjetrußland schwer mit dem Locarnopakt zu vereinbaren sei. Weil man in dieser Hinsicht tatsächlich ein schlechtes Gewissen hat, behauptet man, daß Deutschland nun, wenn dieser Zwiespalt der Pakte keine befriedigende Lösung finde, die Frage der entmilitarisierten Rheinlandzone aufwerfen werde.

Wir wurden ja, und zwar nicht nur von Paris, sondern auch von London sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die entmilitarisierte Rheinlandzone auch im Locarnovertrag, den Deutschland freiwillig unterschrieben habe, als deutsches Zugeständnis zur Sicherung Europas enthalten sei, daß also hier sich Deutschland nicht mehr auf einen Zwangscharakter berufen könne, sondern den Locarnopakt unbedingt zu halten habe. Freilich ist die Rechtslage die, daß auch Frankreich, das ja gleichfalls unterschrieben hat, eine solche Verpflichtung hat, und daß, wenn Frankreich diese Verpflichtung in seinem Militärbündnis mit den Sowjets auf die Seite geschoben haben sollte, deutscherseits das Verlangen berechtigt ist, den Locarnovertrag insoweit zu revidieren, daß auch die deutsche Sicherheit vor einem französischen Einfall in die Rheinzone gewahrt bleibt. Deutschland ist ja im Locarnopakt gleichberechtigter Partner!

*

Natürlich weiß auch eine gewisse Londoner Presse zu den deutsch-englischen Flottenbesprechungen allerhand vorzubringen, was praktisch darauf hinausläuft, aufs neue auch in dieser Frage Deutschland als ein Staat minderen Rechts hinzustellen, Argumentationen, bei denen man gerade hier wenig Glück haben wird. Bekanntlich hat der Führer und Reichskanzler für die deutsche Flottenstärke ein Ausmaß von 35 Prozent der englischen Flottenstärke als notwendig für die Verteidigung unserer Existenz und Freiheit auf einer Seeküste von nicht weniger als 1500 Kilometer Länge bezeichnet, und erklärt, daß wir uns von diesem Prozentsatz weder nach unten hin etwas abhandeln lassen wollen, noch ihn nach oben hin überschreiten wollen. Mit diesem Vorschlag hat Deutschland London wahrlich ein Verständigungsangebot gemacht, denn etwas über ein Drittel der englischen Flottenstärke kann man wahrlich nicht als Neuauflage einer Flottenrivalität mit England bezeichnen, wie ja auch der Führer einst in seinem Buch „Mein Kampf" für die Verständigung mit England nachdrücklich eingetreten ist, und am Schluß seiner letzten Rede bekundete, „daß Deutschland die aufrichtige Absicht habe, alles zu tun, um mit dem englischen Volk ein Verhältnis zu erhalten, das eine Wiederholung des bisherigen einzigen Kampfes zwischen beiden Nationen für immer verhindern wird". Es sei auch daran erinnert, daß wir schon vor dem Kriege einmal mit England über die Flottenstärken verhandelten, Verhandlungen, denen ein Verhältnis von 10:16 zugrunde lag, wobei England es durchaus nicht von vornherein ablehnte, daß Deutschland 60 vom Hundert der englischen Flottenstärke in Anspruch nehme.

*

So werden in der Außenpolitik aufs neue von unserer Regierung in mühevoller Arbeit Wege zu einer Verständigung gesucht, die hoffentlich, wenn auch nicht gleich zum Ziel, so doch wenigstens weiter führen. Es ist in der Tat so, daß die Welt Frieden in jeder Hinsicht braucht, will sie aus der endlos sich hinschleppenden Krise herauskommen, die mit Beginn des Weltkriegs einsetzte. Das Zerstörte wird nicht dadurch wieder ganz gemacht, wenn die „Sieger" und Nutznießer noch immer sich bemüht zeigen, das Versailler Diktat zu verewigen. Es ist auch keine Gesundung denkbar, wenn sich nicht die Völker aus sich selbst her-

[redacted]

sind wissen deshalb, daß hier wenigstens eine vorläufige Bereinigung notwendig ist. Andernfalls würde man sich aufs neue wie vor zwei Jahren in London vergeblich an den Verhandlungstisch zu einer Weltwirtschaftskonferenz setzen. Im besten Falle kann alles nur stufenweise vor sich gehen. Auch eine endgültige Stabilisierung der Weltwährungen hat eine politische Stabilisierung zur Voraussetzung. Bis dahin kann gewiß Vorläufiges geschaffen werden. Neue Thesen, die für jeden Staat auf die Forderung nach einem neuen Start für den Goldwert der betreffenden Landeswährung herauskommen, zeigen dabei die Gefahr auf, daß bei Verhandlungen über die Währungsstabilisierung, der im Prinzip sich die großen Mächte nun doch schon etwas geneigt zeigen, von vornherein ein Handeln beginnt, ob diese oder jene Währung aufs neue abzuwerten sei. Ein Zustand, der natürlich gerade für die noch am Goldwert festhaltenden Länder ganz unerträglich erscheinen müßte und abgesehen davon, daß er innenpolitisch überall neue Schwierigkeiten aufwerfen würde, von vornherein jede Aussicht auf ein allgemein annehmbares Ergebnis aufs Schwerste zu beeinträchtigen imstande wäre. Die Grundlagen einer gesunden neuen Weltwirtschaft müssen gefestigte Nationalwirtschaften sein und unter ihnen muß auf währungspolitischem Gebiet Frieden unter Ausschaltung des bisherigen unlauteren Wettbewerbes herrschen, soll die Welt endlich zur Befriedung gelangen.

Der Kabinettswechsel in England

London, 7. Juni. England stand am Freitag im Zeichen der Kabinettsumbildung. Ramsay Macdonald tritt nach genau sechsjähriger ununterbrochener Amtstätigkeit als Ministerpräsident von der Führung der nationalen Regierung zurück und räumt seinen Platz dem Führer der Konservativen Partei, Stanley Baldwin, ein. Die Umbesetzungen sind so vorgenommen worden, daß der Charakter der „Nationalen", d. h. alle Parteiströmungen umfassenden Regierung, gewahrt bleibt. Die wichtigste Aenderung besteht darin, daß ein Konservativer anstatt eines Arbeiterparteilers an die Spitze der Nation tritt.

Die gesamte Morgenpresse veröffentlicht bereits vollständige Kabinettslisten, die in allen Punkten übereinstimmen und mit einigen wenigen Ausnahmen den bisherigen Voraussagen entsprechen. Als neuer Kriegsminister wird jetzt Lord Halifax, der bisherige Kultusminister, genannt. Der bisherige Lordsiegelbewahrer Eden wird voraussichtlich zum Minister ohne Geschäftsbereich ernannt und dadurch Mitglied des Kabinetts werden. Er wird seine Tätigkeit im Auswärtigen Amt fortsetzen und sich wie bisher hauptsächlich mit Völkerbundsfragen befassen. Der bisherige Luftfahrtminister, Lord Londonderry wird Führer des Oberhauses und erhält, wie die Presse meldet, gleichzeitig den Rang des Lordsiegelbewahrers.

*

Der neue Premierminister Baldwin
(Deutsche Presse-Photo-Zentrale, M.)

Sein Vorgänger Macdonald
(New York Times, M.)

*

Die neue englische Regierung

London, 7. Juni. Die seit langem erwartete Umbildung des englischen Kabinetts wurde am Freitag vollzogen. Ministerpräsident Macdonald reichte dem König gegen 16 Uhr sein Rücktrittsgesuch ein, das angenommen wurde. Etwa eine Stunde später wurde der Führer der konservativen Partei, Baldwin, vom König empfangen und mit der Neubildung der Regierung beauftragt. Da der Plan, die Regierung umzubilden, schon seit Wochen feststand, vermochte Baldwin noch im Laufe des Nachmittags im Buckinghampalast die fertige Kabinettsliste vorzulegen. Gegen 17.30 Uhr erhielten die Minister vom König bereits die neuen Amtssiegel ausgehändigt.

An der bereits mitgeteilten Zusammensetzung der Regierung hat sich wenig geändert Kriegsminister wurde Lord Halifax, Lordsiegelbewahrer Lord Londonderry, Minister ohne Geschäftsbereich (für Angelegenheiten des Völkerbundes) Anthony Eden, Minister ohne Geschäftsbereich Lord Eustace Percy.

Wie aus der Ministerliste hervorgeht, treten fünf neue Männer in das Kabinett ein: Lord Zetland, Malcolm Macdonald, Anthony Eden (der bisher ebenfalls keinen Kabinettsrang hatte), Lord Eustace Percy und Ernest Brown (Arbeitsminister).

Aus dem bisherigen Kabinett Macdonald scheiden folgende Persönlichkeiten aus: Lord Sankey, Sir John Gilmour und Sir Hilton Young. Sir Hilton Young ist die Würde eines Peers verliehen worden.

Befriedigender Verlauf der deutsch-englischen Flottenbesprechungen

London, 7. Juni. Die deutsch-englischen Flottenbesprechungen haben bisher einen befriedigenden Verlauf genommen. Im Hinblick auf die unmittelbar bevorstehenden Feiertage ist damit zu rechnen, daß die Besprechungen in der nächsten Woche fortgesetzt werden.

Der Flottenkorrespondent des „Daily Telegraph" meldet, daß die Besprechungen bereits eine beträchtliche Strecke vorbereitender Arbeit zurückgelegt hätten. Die Annahme, daß die Grundlage für eine Verständigung schon vorhanden sei, wäre verfrüht. Aber andererseits bestehe gegenwärtig keine Ursache, einen toten Punkt zu befürchten. In zuständigen Kreisen wird der rein prüfende Charakter der Verhandlungen besonders stark betont. Unter keinen Umständen könnten sie zu einem deutsch-englischen Flottenpakt irgend welcher Art führen. Ein solches Abkommen müsse, falls es sich als durchführbar erweisen sollte, notwendigerweise alle anderen Mächte umfassen, die Partner anderer Flottenverträge sind.

Der diplomatische Korrespondent der „Daily Mail" meint, obwohl die Minister versuchten, das Beste aus den Aussichten für die deutsch-englischen Flottenbesprechungen zu machen, ließen Anzeichen erkennen, daß eine Einigung in manchen Punkten schwer zu finden sein werde. Die deutschen Vertreter hätten es klargemacht, daß Deutschland eine Tonnage von 35 v. H. der britischen Flotte als Minimum fordere und nicht als ein Maximum, das durch zukünftige Verhandlungen reduziert werden könnte. Dies veranlasse die Regierung, die Stärkung der englischen Flotte sorgfältig zu erwägen, die durch Einsparungen in der Vergangenheit beträchtlich geschwächt worden ist.

Eden zum italienisch-abessinischen Streitfall

London, 7. Juni. Am Freitag fand die letzte Sitzung des Unterhauses vor der Pfingstpause statt. Macdonald, der zum letztenmal einer Unterhaus-Sitzung in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident beiwohnte, war ausgezeichneter Stimmung und unterhielt sich angeregt mit dem neben ihm sitzenden Verkehrsminister. Der stellvertretende Führer der Opposition, Major Attlee, warf die Frage des italienisch-abessinischen Streitfalles auf und behandelte die Zwischenfälle im italienisch-abessinischen Grenzgebiet. Er erinnerte an die Verpflichtungen Englands unter der Völkerbundssatzung, die es verböten, einem Angreifer Hilfe zu leisten. In diesem Zusammenhang erwähnte Major Attlee die Frage der Kontrolle des Suezkanals. Der Völkerbund werde völlig zerstört werden, wenn die ihm angehörenden Mächte sich auch in „imperialistische und freibeuterische Unternehmungen" einlassen dürfen. Auch der Abgeordnete Mander, der der liberalen Opposition angehört, bezeichnete die Lage als äußerst ernst. Der konservative Abgeordnete Hamilton Kerr äußerte Besorgnis, daß die in Stresa zustandegekommene Solidarität durch das Vorgehen Italiens in Abessinien gefährdet werden würde. Der konservative Abg. Vyvyan Adams erklärte, es herrsche Einmütigkeit darüber, daß die Anhäufung italienischer Truppen, die in Artikel 10 der Völkerbundssatzung umschriebene Gefahr darstelle.

Hierauf nahm Lordsiegelbewahrer Eden zu den in der Aussprache aufgeworfenen Fragen eingehend Stellung. Es sei übersehen worden, was der Völkerbund in dieser Angelegenheit bereits geleistet habe. Wenn Major Attlee darauf hingewiesen habe, daß Italien sich nicht verpflichtet habe, nicht zur Anwendung von Gewalt zu schreiten, so sei das völlig unrichtig. Eden zitierte hierauf die zweite der in Genf am 24. Mai angenommenen Entschließungen. Das Vorhandensein einer nicht festgelegten Grenze sei schon immer eine Quelle von Schwierigkeiten gewesen. Sofort nach dem Zwischenfall von Ualual habe die britische Regierung beiden Parteien ihre Dienste für eine unparteiische und friedliche Regelung der entstandenen Schwierigkeiten angeboten. Weder hätten selbstsüchtige Erwägungen hierbei eine Rolle gespielt, noch habe sich England von dem Wunsch leiten lassen, sich dem italienischen Einfluß in Abessinien zu widersetzen. Die Rechte Englands seien vertraglich wohl gesichert und es bestehe kein Grund, warum nicht harmonische und in beiderseitigem Interesse liegende Beziehungen hergestellt werden könnten. Er sage das, weil in der italienischen Presse zu seinem Bedauern viele Beschuldigungen gegen die britische Regierung erhoben worden seien. Großbritannien sei aller möglichen Machenschaften zum Nachteil Italiens bezichtigt worden, und England, so werde behauptet, habe in seinem eigenen Interesse die abessinische Regierung sogar ermutigt, eine feindselige Haltung gegen Italien einzunehmen. Diese Geschichte sei ebensolcher Unfug wie die Erzählung, daß koloniale Fußball-Plätze in Wirklichkeit verkappte Flughäfen seien. Ebenso phantastisch sei die Unterstellung, daß England seit Jahren an die Möglichkeit der Uebernahme einer Art Protektorat über Abessinien denke. Eden wiederholte hierauf, das Interesse Englands an einer dauerhaften und in gleicher Weise für Italien und Abessinien befriedigenden Lösung, die den Verantwortlichkeiten Englands, Frankreichs und Italiens unter dem Dreier-Vertrag von 1906 Rechnung trage. In diesem Vertrag hätten die drei Länder vereinbart, im Interesse der Aufrechterhaltung der politischen und gebietsmäßigen Integrität Abessiniens zusammenzuarbeiten. Das sei eine Regelung, die im Rahmen der Völkerbundssatzung, des Kellogg-Paktes und des italienisch-abessinischen Freundschaftsvertrages von 1928 liege. Der Schlichtungsausschuß, auf den man sich in Genf geeinigt habe, sei gestern zum erstenmal in Mailand zusammengetreten. Das Ergebnis der Beratungen müsse abgewartet werden. Die Aussprache über Abessinien war damit zu Ende.

Italienisch-abessinische Schlichtungsverhandlungen

Rom, 7. Juni. Die Vorbesprechungen des von Italien und Abessinien eingesetzten Schlichtungsausschusses in Mailand werden — gutem Vernehmen nach — bereits am Freitag nachmittag abgeschlossen. Wie von unterrichteter italienischer Seite verlautet, wird in der Schlußsitzung als Tagungsort für die eigentlichen Verhandlungen, die am 25. Juni eröffnet werden, Scheveningen in Holland bestimmt. Im Ausschuß besteht Einvernehmen darüber, daß er sich lediglich mit der Regelung der Grenzzwischenfälle zu befassen hat, womit dem italienischen Standpunkt Rechnung getragen wird. Von italienischer Seite wird Wert darauf gelegt, zu erklären, daß Italien nach Beilegung der Grenzzwischenfälle bereit sei, auch die grundsätzlichen Fragen der Grenzziehung und der wirtschaftlichen Zusammenarbeit im Rahmen des zwischen Italien und Abessinien abgeschlossenen Vertrages von 1928 und auf dem Wege direkter Verhandlungen zu lösen. Die Aussichten dafür haben sich nach hiesiger Auffassung freilich durch die letzte Entwicklung der Angelegenheit immer ungünstiger gestaltet.

Wirtschaft der Woche

Verlängerung des deutsch-amerikanischen Handels- und Schiffahrts-Vertrages — Deutschland in der Einfuhr Polens an erster Stelle — Handelspolitische Bedeutung der deutschen Agrarpolitik — Weltwirtschaftliche Gesellschaft für Neubelebung des Welthandels — Der französische Franc auf der Schaukel — Danzig wehrt sich gegen Guldenabwanderung — Holländische Regierung gegen Abwertung — Fusion der preußischen Zechen — Neuordnung des deutschen Handwerks

Die abgelaufene Woche hat die Verlängerung des deutsch-amerikanischen Handels- und Schiffahrts-Vertrages, der auf Grund der deutschen Kündigung Mitte Oktober dieses Jahres abgelaufen sein würde, gebracht. Die Kündigung ist seinerzeit erfolgt, weil sich der deutsche Warenverkehr mit den Vereinigten Staaten nicht in einer für die deutsche Wirtschaft günstigen Weise entwickelte. Der Vertrag enthält keine gegenseitigen Zollbindungen sondern er legt lediglich fest, daß die Behandlung der Wareneinfuhr auf beiden Seiten nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung erfolgen solle. Bei der jetzt erfolgten Verlängerung hat man diese Klausel, die sich angesichts der veränderten wirtschaftlichen Gesamtlage als unzweckmäßig erwies, aus dem Vertrage entfernt. Beide Länder sind also nunmehr in der Behandlung der Einfuhr des anderen völlig autonom. Es liegt nahe, daß deutscherseits bereits die Bereitwilligkeit erklärt wurde, neue Grundlagen für eine Regelung des gegenseitigen Warenverkehrs zu finden. Auf jeden Fall aber ist es zunächst mit Genugtuung zu verbuchen, daß die übrigen Bestimmungen des Vertragswerkes erhalten bleiben.

*

Die Handelsbeziehung zwischen Deutschland und seinem östlichen Nachbarn Polen zeigen eine günstige Entwicklung Die Einfuhr Polens aus Deutschland, die bereits 1934 eine gewisse Besserung zeigte, steigt. Der deutsche Anteil an der polnischen Gesamteinfuhr ist im ersten Vierteljahr 1935 auf 14,4 Prozent gegenüber 10,9 Prozent in der gleichen Zeit des Vorjahres gestiegen. Das bedeutet, daß Deutschland wieder an die erste Stelle der Lieferanten Polens gerückt ist. Von der Steigerung haben namentlich die folgenden Industrien profitiert: Maschinen, Apparate, Elektrogeräte, Instrumente, Präzisionswerkzeuge, Chemikalien, Farben, hochwertige Metallwaren, Papier. Die Mehreinfuhr Polens an diesen Erzeugnissen ist zum großen Teil Deutschland zugute gekommen. Man wird darin einen Erfolg des deutsch-polnischen Wirtschaftsabkommens vom März 1934 und des Kompensationsabkommens vom Oktober 1934 ersehen dürfen.

*

In einer Zeit, in der die zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen noch immer in einer früher unvorstellbaren Weise durch allerhand künstliche Hemmungen gebremst werden, sind derartige Erfolge der deutschen Handelspolitik mit Befriedigung zu verzeichnen. Die utopischen Vorstellungen derer, die sich den deutschen Raum schon als geschlossenen Handelsstaat denken zu können glaubten, sind inzwischen auch von einer Seite zurückgewiesen worden, auf die man sich berufen zu können meinte. Reichsminister Darré hat auf der Hamburger Reichsnährstands-Schau vor dem ausländischen Konsularcorps eine Rede gehalten, in der er den Sinn der neuen deutschen Agrarpolitik, gekennzeichnet durch die Marktordnung einerseits, die Erzeugungsschlacht andererseits, in ihrer handelspolitischen Bedeutung auseinandersetzte. Er wies die Annahme zurück, daß damit gewissermaßen der deutsche Markt für ausländische Agrarprodukte gesperrt wäre, hob aber hervor, daß die straffe staatliche Beherrschung des deutschen Marktes die Möglichkeit gäbe, einer wahllosen Einfuhr zu begegnen und sie auf die gleichzeitige Abnahme deutscher Industrieerzeugnisse abzustellen, in diesem Falle aber sie auch zu gewährleisten.

*

Im übrigen haben die Verhandlungen auf der Stuttgarter Tagung der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft gezeigt, mit welchem Ernst und mit welcher Gründlichkeit man sich bei uns gerade mit den Problemen der Weltwirtschaft beschäftigt. Der Welthandel in seiner Gesamtheit ist auf ein Drittel seines ursprünglichen Umfangs zusammengeschrumpft. Gouverneur i. R. Schnee, der Präsident der Gesellschaft, betonte in seiner einleitenden Rede, daß eine Belebung des Welthandels unter allen Umständen ein wirtschaftliches Glück für alle Nationen darstellen würde. Ohne eine ausreichende Außenwirtschaft könne auch eine volle Gesundung der deutschen Nationalwirtschaft nicht erreicht werden. Er fand übrigens mit seinen Ausführungen, die ein Bekenntnis Deutschlands zum friedlichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Völker bedeuteten, auch die Zustimmung hervorragender ausländischer Teilnehmer an der Tagung. So führte der Präsident der internationalen Handelskammer, Fentener van Vlissingen, der sich namentlich für eine Verfeinerung der Arbeitsteilung zwischen den Völkern einsetzte, aus, eine Einschränkung der Weltwirtschaft könne niemals zusammengehen mit einer erhöhten Wohlfahrt der Völker. Im übrigen sah er eine notwendige Voraussetzung für eine Belebung des Welthandels in der Rückkehr zu stabilen, international brauchbaren Währungen.

*

Das Beispiel, das in diesem Augenblick Frankreich vorexerziert, läßt allerdings Zweifel daran als berechtigt erscheinen, daß wir diesem Ziel schon nahe sind. Die Verworrenheit der innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs, aus denen nur allzu lange vergeblich auf dem Wege der üblichen parlamentarischen Methoden ein Ausweg gesucht wurde, haben den Franken in den letzten acht Tagen bald hinauf, bald hinab getrieben. Und parallel zu der Bewegung der Währungskurse ging ein Auf und Ab der Börsennotierungen für Renten und Aktien. Je nachdem, ob man nach der Konstellation der Stunde an eine Rettung des Franken glaubte oder nicht, stiegen die Renten oder fielen sie. Und die Aktienkurse bewegten sich jeweils in umgekehrter Richtung.

*

In Danzig, das vor kurzem eine Angleichung des Guldenkurses an den polnischen Zloty vornehmen mußte, haben unverantwortliche Gerüchte über eine angeblich beabsichtigte neue Guldenabwertung zu drastischen Abwehrmaßnahmen des Senats geführt. Es sind Bankfeiertage eingelegt worden und die Sparkassen wurden angewiesen, Abhebungen von Guthaben nur unter Beachtung ihrer seit jeher geltenden, aber bisher nicht streng durchgeführten Geschäftsbedingungen zuzulassen. Es ist zu hoffen, daß dadurch der Abwanderung aus dem Gulden in den Zloty, wie sie einige Tage lang zu beobachten war, Einhalt getan worden ist.

*

Auch Holland, das die Angriffe der internationalen Spekulation gegen seine Währung vor einigen Wochen mit Erfolg abzuschlagen vermochte, hat sich wegen der im Kabinett herrschenden Meinungsverschiedenheiten über die zu befolgende Währungspolitik noch einmal mit diesen Problemen beschäftigen müssen. Der Wirtschaftsminister Steenberghe setzte sich für eine Abwertung des holländischen Guldens ein, fand dafür aber nicht die Zustimmung der übrigen Regierungsmitglieder. Er hat daraus die Konsequenz seines Rücktritts ziehen müssen.

*

Auf innerwirtschaftlichem Gebiet ist in Deutschland die vor einigen Tagen vollzogene Fusion der preußischen Zechen Hibernia und Bergwerks-AG. Recklinghausen zu erwähnen. Der preußische Staat hat durch seine Holding-Gesellschaft, die Vereinigte Elektrizitäts- und Bergwerks-AG., sämtliche in seiner Hand befindlichen Aktien der Hibernia auf Recklinghausen übertragen und dadurch die Einheit zwischen den beiden Gesellschaften, die er immer schon als notwendig ansah, auch in rechtlicher Form hergestellt. Die jetzt vollzogene Fusion ist nur die notwendige Folgerung davon.

*

Im Handwerk ist die seit längerem im Gange befindliche Neuordnung jetzt durchgeführt. 350 Landes- und Bezirksverbände wurden überflüssig. Es bestehen künftig nur noch 51 Reichsinnungsverbände, die klar nach dem Führergrundsatz und der Facheinheit aufgebaut sind.

Gute Entwicklung der Reichssteuereinnahmen
im April 1935

Berlin, 7. Juni. Das Aufkommen an Steuern, Zöllen und Abgaben hat sich auch im April 1935, dem ersten Monat des neuen Rechnungsjahres 1935, gut entwickelt. Die Einnahmen bei den Besitz- und Verkehrssteuern betrugen 394,0 gegen 328,4 Millionen im April 1934 und bei Zöllen und Verbrauchssteuern 290,9 gegen 269,6 Mill. RM. Insgesamt wurden also im Berichtsmonat 684,9 Mill. RM. gegen 598,0 Mill. RM. im entsprechenden Vorjahrsmonat vereinnahmt. Laufende Zahlungen und Vorauszahlungen waren im April 1935 nach den gleichen Vorschriften fällig wie im April 1934. Bei den Vorauszahlungen handelt es sich um die Vorauszahlungen auf die Umsatzsteuer.

Ferner waren im April auch die Zölle aus den vierteljährlichen Zollagerabrechnungen zu entrichten. Das gesamte Aufkommen-Mehr im April 1935 gegenüber April 1934 beträgt 86,9 Mill. RM. Besonders gut entwickeln sich nach wie vor diejenigen Steuern, in denen sich der Aufschwung der Wirtschaft widerspiegelt, wie Lohnsteuer, die veranlagte Einkommensteuer, die Körperschaftssteuer, die Umsatzsteuer, die Wechselsteuer und vor allem die Güterbeförderungssteuer. Das Aufkommen an Lohnsteuern betrug 108,0 Mill. RM. gegen 64,5 Mill. RM. im April 1934 und 60,5 Mill. RM. im April 1933. Bei dem Aufkommen an Lohnsteuern im April 1935 ist zu berücksichtigen, daß mit Wirkung ab 1. Januar 1935 die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe und die Ehestandshilfe in die Einkommensteuer eingebaut sind, und daß ab Januar 1935 monatlich 12,5 Millionen RM. aus dem Aufkommen an Einkommensteuern dem Sondervermögen zur Gewährung von Ehestandsdarlehen zuzuführen sind. Außerdem muß die Aenderung im Erhebungsverfahren bei den großen Gehaltsempfängern beachtet werden. Der Steuerabzug vom Arbeitslohn (die Lohnsteuer) betrug bis zum Schluß des Kalenderjahres 1934 ohne Rücksicht auf die Höhe des Einkommens 10 v. H. Der Tatsache, daß bei großen Einkommen der Steuersatz wesentlich höher war, wurde nur durch vierteljährliche Barvorauszahlungen und durch eine Abschlußzahlung entsprochen. Im neuen Einkommensteuertarif ist jedoch der Satz für die Lohnsteuer durchgestaffelt bis zu 15 v. H., das führt bei großen Gehaltsempfängern zu entsprechend höherem Steuerabzug vom Arbeitslohn und zu entsprechend niedrigeren Barvorauszahlungen und Abschlußzahlungen. Die veranlagte Einkommensteuer und die Körperschaftssteuer entwickeln sich nach wie vor gut. An Zöllen sind im April 1935 0,9 Mill. RM. mehr aufgekommen als im April 1934 und 28,6 Mill. RM. mehr als im April 1933.

Neue Kitsch-Liste

Im Reichsanzeiger werden jetzt wieder einige Entscheidungen aufgrund des Gesetzes zum Schutze der nationalen Symbole veröffentlicht. In fünf Fällen werden Gebrauchsgegenstände, auf denen die nationalen Symbole in kitschhafter Weise zur Anwendung gelangten, für unzulässig erklärt. Es handelt sich um Postkarten mit allerlei „Sinnsprüchen", um Briefbogen mit aufgedruckten Hakenkreuzen usw. Ebenfalls für unzulässig erklärt wurde auch eine nach Art der Kühlerfiguren anzubringende rote Blechscheibe, die beim Drehen ein schwarzes Hakenkreuz auf weißem Grunde zeigt. Die Tatsache, daß diesmal nur fünf Entscheidungen vorliegen, beweist, daß Industrie und Gewerbe bemüht sind, kitschhafte Darstellungen zu vermeiden.

Russische Blutjustiz

Erschießung deutschstämmiger Bauern in Sowjetrußland

Berlin, 7. Juni. Vor wenigen Tagen ist der deutschstämmige Bauer Michael Röhrich aus dem Dorf Straßburg, Bezirk Odessa, durch Erschießen hingerichtet worden. Mit ihm sollen vier weitere Verhaftete, darunter der deutschstämmige Bauer Simon Sebastian Klein erschossen worden sein. Röhrich, Vater von sieben Kindern, ist ebenso wie Klein katholischen Glaubens. Er wurde nach Mitteilung in einer Sonderausgabe der Sowjetzeitung „Kollektiv-Wirtschaft" vom 5. Januar 1935 als Hitler-Agent zum Tode verurteilt, weil er „über 500 Lügenbriefe an faschistische Organisationen in Deutschland, Polen, der Schweiz und andere" geschrieben habe, in denen er um Hilfe bat.

Wie festgestellt werden konnte, hat die neunköpfige Familie Röhrich in der Zeit von Januar bis Mai 1934, also noch während der mit Kenntnis der Sowjetregierung verlautenden Hilfsaktion „Brüder in Not" zusammen sechs Geldüberweisungen aus Deutschland über insgesamt 49.90 RM. auf dem sowjetamtlichen Torgsin-Weg erhalten. Simon Sebastian Klein wurde nach der Sowjetzeitung „Neues Dorf" vom 18. Dezember 1934 in Landau, Bezirk Odessa, zum Tode verurteilt und zwar als „Agent faschistischer Organisationen in Deutschland und Litauen", der lügenhafte Bettelbriefe nach dem Auslande geschrieben habe. Obwohl Klein im März 1935 zu sieben Jahren Gefängnis begnadigt worden war, muß leider angenommen werden, daß er nun trotzdem erschossen worden ist. Klein hat aus Deutschland und der Schweiz je eine Torgsin-Ueberweisung von insgesamt 18.40 RM. erhalten und zwar im März und Mai 1934. Das beklagenswerte Schicksal der beiden deutschstämmigen Bauern ist ein erneuter Beweis dafür, daß vor den sog. Torgsin-Sendungen nach Rußland nicht dringend genug gewarnt werden kann.

*

Bluturteil gegen protestantische Pfarrer

Genf, 7. Juni. Das „Journal de Geneve", das kürzlich über sowjetrussische Todesurteile gegen die Pastoren Seib und Deutschmann berichtet hatte, erfährt, daß der Pastor Simon Kludt in Novonikolajewsk — ein Vater von neun Kindern — am 17. oder 18. Mai gleichfalls zum Tode verurteilt worden ist. Andererseits ist der Pfarrverweser der protestantischen St. Anna-Kirche in Leningrad, Oskar Wilhelm Simon in Strelna am 17. Mai verhaftet und seine Kirche, die ein wichtiges Zentrum des Protestantismus bildete, geschlossen worden.

Kleine Nachrichten aus aller Welt

Todesurteil gegen einen Mörder. Das Schwurgericht verurteilte am Donnerstag in den späten Abendstunden nach zweitägiger Verhandlung den 40jährigen Bruno Nietzschmann aus Leipzig-Leutzsch wegen Mordes zum Tode und wegen Sittlichkeitsverbrechens zu zehn Jahren Zuchthaus. Nietzschmann hatte in seiner Wohnung in Leipzig-Leutzsch die zehnjährige Sieglinde Stets ermordet.

René Renoult freigesprochen. Der frühere Justizminister Senator René Renoult, gegen den im Zusammenhang mit dem Staviskiskandal Anklage wegen Bestechlichkeit erhoben worden war, ist vom Schwurgericht des Seinedepartements freigesprochen worden.

Fünf Todesopfer eines Kirchenbrandes in Spanien. Bei einem Kirchenbrand in Lerida wurden fünf Personen getötet und acht weitere lebensgefährlich verletzt. Einzelheiten über die Brandkatastrophe liegen noch nicht vor.

Drei Todesopfer eines Betriebsunfalles. Auf dem Gelände einer Fettraffinerie in Brake (Oldenburg) ereignete sich ein schwerer Betriebsunfall, der drei Todesopfer forderte. In 15 Meter Höhe waren sechs Arbeiter mit Nietarbeiten beschäftigt, als plötzlich eine Stahltrosse riß. Während es zwei Arbeitern gelang, sich im letzten Augenblick noch festzuklammern, stürzten vier von ihnen in die Tiefe. Drei der Verunglückten starben kurze Zeit darauf.

Zum Tode verurteilt. Das Schwurgericht Amberg verurteilte den 24jährigen ledigen Ludwig Weber wegen dreifachen Mordes in Tateinheit mit dreifachem Raube dreimal zum Tode. Weber hatte am 31. März ds. Js. seine 44jährige Cousine Maria Weber, ihren 17jährigen Sohn Richard und seine 79jährige Tante in ihrem Hause in Daberg in gemeinster Weise ermordet.

Mord nach 12 Jahren aufgeklärt. 12 Jahre nach der Tat hat jetzt ein Gattenmord seine Aufklärung gefunden, dem in Fraundorf bei Mitterkirchen der Gastwirt Voringer zum Opfer gefallen war. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß er durch seine Ehefrau vergiftet worden war.

Separatistische Bluttaten in Katalonien. Nach den verschiedenen blutigen Ueberfällen, die in den letzten Tagen von separatistischen und marxistischen Elementen in Katalonien unternommen wurden, wird jetzt aus Barcelona gemeldet, daß sich dort in der letzten Nacht wieder ein Feuerüberfall separatistischer und linksgerichteter Elemente ereignete, die von zwei Kraftwagen aus einen in Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen beschossen. Dabei wurden eine Frau getötet und der Wagenführer, sowie eine weitere Person und ein Polizeibeamter lebensgefährlich verletzt.

[redacted]

12 Todesurteile gegen russische Eisenbahnräuber

Moskau, 7. Juni. Der oberste Gerichtshof in Moskau verhandelte gegen eine neunköpfige Bande, die in der Maske von Beamten der OGPU. die Vorortzüge ausgeplündert und außerdem zahlreiche Ueberfälle verübt hatte, wobei auch mehrere Personen ermordet wurden. Vier Banditen wurden zum Tode verurteilt, die übrigen Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen von drei bis zehn Jahren. In ähnlichen Prozessen in Charkow, Woroschilow (früher Stawropol), Sima und Taiga (Sibirien) wurden weitere acht Todesurteile gefällt.

Frohe Pfingsten

Deutsche Pfingsten

Von Dr. Ernst Kühn.

Als Sinfonie von Farbe, Duft und Klang offenbart sich uns alljährlich Pfingsten, das lieblichste und erdhafteste aller hohen christlichen Feste. Und es dünkt uns kein Zufall, daß gerade dieses Fest des Geistes sich uns im Hochgefühl irdischer Schönheit zu erkennen gibt. Schöpfer und Geschaffenes, Geist und Materie verschmelzen hier, so will es uns erscheinen, zu einer höheren Einheit. Von Bestand, von Bodenständigkeit ist nichts in der Welt des Geistes, das, völlig losgelöst von jeder Erdhaftigkeit, erklügelt wurde. Nur wo des Geistes hellstrahlende Fackel im Sturm und Drang aus trächtigem Boden herauswächst, wird Neues geboren, gestaltet, das der Ewigkeit Werte in sich trägt. Jene schöpferische Urkraft, nennen wir sie Geist, der tatenfroh die Welt durchweht, eint Menschen in Freude, dem schönen Götterfunken, zur Gemeinschaft eines Volkes, einer Rasse, einer Welt. Erkenntnisse, im Sturm des Herzen gewonnen, sind nicht die schlechtesten.

Sind wir Deutschen als Volk nicht eines Pfingstwunders teilhaftig geworden, seitdem wir aufgehört haben, einander mißzuverstehen? Mit sieghafter Gewalt drang einst der Geist der Pfingsten in gläubige und ungläubige Menschen und erfüllte sie alle so sehr mit seinem Odem, daß sie mit „Feuerzungen" von seiner Größe und Erhabenheit kündeten." Er brauste mit unwiderstehlicher Gewalt durch ihre Herzen und Sinne„ und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen." Einer unserer erdnächsten Denker und Gottsucher, der Mystiker Jakob Böhme, hat versucht, das Pfingstwunder, dieses Erlebnis brausender Geisteskraft in Worte zu kleiden und vermochte es nicht, denn: „was aber da für ein Triumphieren im Geiste gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden, es läßt sich auch mit nichts vergleichen als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras, Gott erkannt, wer er sei und was sein Wille ist." Mitten im Tod wird das Leben geboren. Das ist es. Fünfzig Tage nach der Auferstehung des Heilandes durchbraust ewiger Schöpfergeist eine Gemeinschaft von Menschen, die sich bis dahin nicht verstanden, sondern in einer babylonischen Verwirrung der Zungen, Hirne und Herzen einander bekämpft und das Leben sauer gemacht haben. Erst der führende, ordnende, einende Geist beseitigt das Chaos, fügt die Herzen zusammen, dann die Hirne und schließlich die Hände. Zu einer Bruderschaft, einer Volksgemeinschaft, einer Schicksalskette, die plötzlich allen, die zuvor mit Blindheit geschlagen, sichtbar wird. Und mit der Einmütigkeit des Glaubens paart sich die des Willens zur Gemeinschaft. Worte, gestern als Schall und Rauch in der Luft verweht, werden jählings zündende Fanale, enthüllen den hinter ihnen liegenden natürlichen Sinn, ihre Sendung, die zu unerhörten Taten begeistert.

Deutsche Pfingsten sind der Auferstehung unseres Volkes gefolgt wie die Blüte dem Keim. Folgerichtig nach ewigem Naturgesetz. Und wir als Volk der Dichter und Denker erkennen im Geistigen schlechthin das Bestimmende, Ureigenste im Leben des Einzelnen und ganzer Völkerschaften, nämlich unausgesetzte Bewegung, Entwicklung, Streben nach Reife und Vollendung.

Machtvoll reißt Pfingsten als Fest höchster Lebensbejahung jeden von uns aus der Welt täglicher Mühen und Sorgen, zwingt ihn mit himmlischer Gewalt mitten hinein in die Hochzeit der Natur, da sich die Erde in ihrem schönsten Brautschmuck dem Sommer zuneigt. Wald, Wiese und Garten prangen im Blumenflor. Wie am ersten Mai, dem Festtage der deutschen Arbeit, grüßen vielerorts grüne Birkenzweige aus Häusern. In den Gärten duftet Busch an Busch der Flieder aus leuchtenden Dolden. Die Kerzen der Kastanien lodern in farbiger Glut. Schmetterlinge gaukeln freudetrunken der Sonne zu, und gefiederte Sänger jubeln der Schöpfung Preislied aus schwellender Brust. Pfingsten ist uns Deutschen das Fest der Heimkehr zur blumenüberstäten Brust der Mutter Erde, die uns allen gehört. In dieser prangenden Welt schöner Holdseligkeiten bewußt zu leben, gilt gerade uns Deutschen als eine besondere Freude, denn wir kennen die Länge und Beschwernis des Weges, der uns nach mondelangem Kampf mit rauhen Jahreszeiten, grauverhangenem nordischem Himmel endlich den Blick in eine paradiesisch verwandelte Landschaft freigibt. Als rechtes Pfingstland erscheint uns in dieser kurz bemessenen Hoch-Zeit die deutsche Heimat als echtes Pfingstvolk unser eigenes Volk, das nunmehr den Glauben an seine Jugendkraft und seine geistige Sendung in der Welt wiedergefunden hat.

Dieser Geist ist nicht, wie uns von Widersachern immer wieder vorgeworfen wird, ein kriegerischer, der auf gewaltsame Eroberungen abzielt, sondern von friedfertiger Gesinnung. Wir wollen gleichberechtigt mit den anderen Völkern friedliche Arbeit im Dienste der Gesittung und des Fortschritts leisten und verlangen von unseren Nachbarn nichts weiter als — pfingstliche Verständigungsbereitschaft.

Das Pfingstprinzeßchen

Skizze von Hans Aschenbrenner.

„Wenn Du wirklich nicht weißt, was Du zu Pfingsten beginnen sollst, dann komme mit mir!" sagte Peter zu seinem Freunde Fried. „Gerade Dir wollte ich schon lange erzählen, was die Festtage für mich bedeuten und welche Hoffnungen ich an sie knüpfe. Du sollst es wissen, ehe wir losfahren. Bitte, setze Dich noch ein paar Minuten."

Fried gehorchte. Irgendwie wußte er, daß er etwas Besonderes erfahren werde. Er saß still, er beobachtete den erregten Rundgang, mit dem Peter den großen Tisch in seinem Arbeitszimmer umkreiste und er wartete.

Peter blieb vor seinem Bücherschrank stehen und versuchte ein Lächeln. „Also Fried! Du kennst meinen Photoapparat. Um ihn handelt es sich zunächst. Vielleicht habe ich Dir auch einmal gesagt, daß ich ihn sehr billig erstanden habe. Es mag vier oder fünf Monate her sein, daß ich zufällig in eine Versteigerung verfallener Pfänder hineingeriet, in eine dieser Versteigerungen von allen möglichen Sachen, auf die sich ein armer Teufel einmal ein paar Mark geliehen hat, die er dann nicht zurückzahlen konnte. Ich hatte eigentlich damals nicht die Absicht, etwas zu kaufen, dann aber sah ich diesen kleinen Apparat, er kostete nur sieben Mark, ich nahm ihn mit."

Peter trat ein paar Schritte in das Zimmer hinein und griff zu seiner Pfeife. „Und nun kommt etwas Merkwürdiges, Fried. Der Apparat lag ein paar Tage hier herum, dann untersuchte ich ihn eins Abends und stellte fest, daß er noch ein paar Filmnegative enthielt, unbelichtete Negative zum größten Teil, aber auch ein belichtetes! Ich nahm es mit in Henners Dunkelkammer und entwickelte es. Hier ist das Bild!"

Peter griff in seine Brieftasche und holte einen Umschlag mit verschiedenen Bildern hervor. Er setzte sich auf die Lehne von Frieds Sessel und nahm ein Bild aus dem kleinen Packen. „Das hier ist das Original der Aufnahme. Du siehst vor einem etwas unscharfen Hintergrund ein paar blühende Fliederbüsche und dieses Mädchen da. Eine Amateuraufnahme, wirst Du sagen. Solche Bildchen werden sicherlich an jedem Ausflugsonntag zu Tausenden geknipst. Aber dieses unbekannte Mädchen gefiel mir, damals schon, als ich das Negativ entwickelte. Ich ging also hin und machte Teilvergrößerungen aus diesem Negativ. Hier ist ein Ausschnitt des Kopfes."

„Eine sehr hübsche, kleine Frau, Peter!"

„Gewiß, eine sehr schöne, mir sehr sympathische, kleine Frau, die ich aber leider nicht kenne. Uebrigens war sie, als diese Aufnahme gemacht wurde, noch frei. Sieh hier! Eine Teilvergrößerung ihrer herabhängenden Hände, hier die rechte, hier die linke. Sehr gute, schlanke Hände, hier ein kleiner Ring mit einer einzelnen Perle, sonst nichts."

Peter sprang wieder auf und umkreiste den Tisch. „Wir wollen das kurz machen, Fried! Ich habe mich in dieses Bild verliebt. Ich habe die kleine Frau zu finden versucht, es ist mir nicht gelungen. An dem Photoapparat hingen damals ein paar Zettel, die riß ich zu früh ab. Ich konnte nicht einmal feststellen, aus welcher Pfandleihe das Dingelchen stammte. Als ich mir eingestehen mußte, daß ich darüber verzweifelt war, machte ich mich wieder an das Negativ. Diesmal mit Teilvergrößerungen des Hintergrundes. Ach, ich wertete überhaupt jede Ecke des Bildes aus. Zum Beispiel hier! Das ist ein Stück des Vordergrundes, lauter Gras, etwa fünfzig Zentimeter rechts von den Füßen des Mädchens. Wenn Du genau hinsiehst, findest Du einen Schatten. Das ist der Schatten des Menschen, der diese Aufnahme machte. Hier der Kopf, auch ein Mädchen also! Man kann daraus schließen, daß es wohl zwei Freundinnen waren, die damals einen Ausflug unternahmen und dabei, vielleicht neben anderen Aufnahmen, auch diese hier machten. Das hier sind Teile des Hintergrundes. Da hinten muß irgendwo ein See sein, hier links steht ein Gartenrestaurant, hier ist der Fahnenmast, hier stehen Tische, hier ist ein Zaun mit einem Schild. Ich habe zwei Wochen gebraucht, ehe ich dieses Schild so weit vergrößern und verdeutlichen konnte, daß man eine Andeutung von der Schrift sehen kann. Hier ist dieser Bildteil. Man kann nur Wortbilder erraten und Buchstaben zählen, Oberlängen und große Buchstaben unterscheiden. Ich habe dann systematisch Plakatkombinationen angestellt und wochenlang auf solche Schilder geachtet, schließlich kam ich dann zu dem Ergebnis, das hier steht: „An beiden Pfingsttagen Tanz!"

Peter setzte sich wieder. „Die Dinge liegen demnach so, daß zwei junge Mädchen, die ich nicht kenne und von denen die eine mir überaus gut gefällt, im vorigen Jahr, denn erst im vorigen Jahr kamen diese Schuhe auf, die das Mädchen auf dem Bilde trägt, einen Pfingstausflug gemacht haben. Aber wohin? Ich nahm also eine Gesamtvergrößerung des Hintergrundes und besuchte damit ein paar Verkehrsbüros! Irgendwo nannte man mir den Fehrbelliner See. Ich fuhr hin, aber die Bäume waren damals noch kahl. Ich wartete also bis zur Baumblüte. Fuhr wieder hin und erkannte das Bild ganz einwandfrei, die Wirtsleute besannen sich auch auf das Schild. Es stand im Schuppen und hieß eben wirklich: „An beiden Pingsttagen Tanz!"

„Peter, das ist ein Erlebnis!"

„Gewiß! Und wenn Du also Pfingsten nichts Besseres weißt, dann fahre mit mir. Ich habe nur die eine Chance, dort zu sein und zu hoffen, daß dieses Mädchen auch in diesem Jahr dorthin kommt. Es gibt keinen anderen Weg, mein Pfingstprinzeßchen aufzufinden."

„Versprichst Du Dir etwas von diesem Plan, Peter? Sie wird entweder nicht kommen oder ein neues Kleid tragen, in dem wir sie nicht erkennen!"

„Natürlich habe ich das auch schon gedacht, aber, sage doch selbst, ob es einen anderen Weg gibt!"

„Es gibt noch den über die Zeitungen, Peter! Wir können uns vornehmen, Pfingsten an den Fehrbelliner See zu fahren, aber wir haben noch vier Tage Zeit bis dahin. Und in diesen vier Tagen inserieren wir. Stichwort: Pfingstprinzeßchen!"

„Auch das könnte man versuchen!"

„Wenn wir jetzt losfahren, finden wir die Zeitungsbüros noch offen, komm!"

Die beiden Freunde brachen auf. Sie betraten die Schalterhalle der Zeitung wenige Minuten, bevor sie geschlossen werden sollte. Vor den Tischen und Kassen drängten sich die Menschen. Peter und Fried mußten warten. Sie entwarfen die Anzeige, während Peter schrieb, beobachtete Fried das Treiben an den Schaltern, um vielleicht einen Durchschlupf zu entdecken. „Uebrigens sieht die Kleine dort hinten Deinem Prinzeßchen ein wenig ähnlich, Peter!"

„Welche Kleine?"

„Da hinten in der Ecke, die Schalterbeamtin unter dem Schild „Bezugsabteilung„!"

„Meinst Du! Ja!"

Peter reichte das Bild her. Vielleicht dachte er, Fried wolle es nur vergleichen. Aber Fried nahm das Bild und ging schnurstracks auf den Schalter zu. Peter sah starr hinter ihm her. Er sah, wie Fried die kleine Beamtin ansprach, wie er ihr das Bild zeigte, wie die Kleine nickte. Dann kam Fried zurück.

„Hier ist Dein Bild, Peter, und da hinten ist Dein Mädel, Dein Pfingstprinzeßchen! Geh hin! Viel Glück, alter Peter, wir sehen uns ja morgen bei Tisch!"

Und Friedl ging. Ohne sich auch nur umzusehen, lächelnd und mit dem Fuß gegen die Drehtür stoßend, ging er.

Der Pfingstlümmel

Eine Jugenderinnerung

von F. Schrönghamer-Heimdal.

Pfingsten, das Fest des Geistes und der Freude, der lauteren Lust und des vollsatten Lebens, ruft mir ein Erinnern wach an versunkene Tage, da ich als munteres Waldbüblein durch das Dorf hüpfte und mich gern zu Schelmereien verführen ließ, so ich nicht selbst welche ausheckte.

Pfingsten! Da steht der alte Heimatwald um die Dorfmark mit den farbenjauchenzenden Wiesengründen und smaragdenen Saatbreiten und reckt seine Buchenbüsche und Birkenreiser zart begrünt der jagenden Jugend entgegen: Da, nehmt und schmückt euch und tollt durchs Dorf, wie eure Väter und Urväter getan, als sie noch Heiden waren, als die Männer beim Saxnot schwuren und die Frauen der Freia huldigten.

Wir Dorfburschen ließen es uns nicht zweimal sagen, holten Birkenreiser und Buchenzweige aus den Wäldern und wählten den „Pfingstl" oder „Pfingstlümmel", wie er an manchen Orten genannt wird. Das heißt, wir wählten nicht, sondern der Pfingstl ernannte sich selbst als solchen kraft seines persönlichen Hoheitsrechtes und angeborener Führertugend.

Michel, der fünfzehnjährige Sproß der uralten, noch in der Heidezeit wurzelnden edlen Sippe der Schragenheimer, der ich ja selbst in einem Zweige angehöre, dessen Urvätername schon in Schrönghamer verunstaltet war, dieser schon als Knabe reckenhafte Michel und Vetter erklärte uns Buben einfach: „Damit Ihr's wißt, den Pfingstl, den mach' ich!" Damit war der Pfingstl für dieses Jahr bestellt.

Und wir Buben, die wir den Michel nur zu gut kannten, tobten Beifall und taten unsere Pflicht: Wir schwiegen. Denn von den Großen im Dorfe durfte keiner wissen, wer der Pfingstl wäre, wie es auch heute noch Brauch ist.

Und als der hohe Festtag heranrückte, schmückten wir unsern Pfingstl im Heimatwalde mit Buchenbüschen und Birkenreisern, daß er aussah wie eine wandelnde Baumkrone, und aufs Haupt steckten wir ihm einen mächtigen Blumenstrauß, der beim Schreiten wippte.

So führten wir den Michel, von dessen Leibhaftigkeit durch die völlige Vermummung nichts mehr zu sehen war, ins Dorf und im Dorfe von Haus zu Haus. Und in jeder Stube machte der Michel seinen Pfingstreigen, daß die Staubwirbel und Spinnweben flogen, einer von uns Buben sagte nach dem Tanze sein Sprüchlein, und die guten Hausmütter legten uns Eier in den Korb zum Dank dafür, daß der Pfingstl seine Sache halt gar so gut gemacht habe.

Alles war voll Lob über unsern prächtigen Pfingstlümmel, und manch einer, der in jungen Jahren vielleicht selbst in solcher Vermummung durchs Dorf getollt, hätte gern wissen mögen, wer denn hinter den Birkenreisern und Buchenbüschen stecke, die sich beim Tanz wie Flederwische sträubten. Aber wir Buben wahrten das Geheimnis und schwiegen.

Wir schwiegen noch, als wir den Pfingstl zuletzt auch in die Stube des Urväterhofes der Schragenheimer führten, darin unser Michel das Licht der Welt erblickt und jetzt als Jüngster unter den Brüdern und Schwestern hauste, die ihm an vererbter Reckenhaftigkeit nicht nachstanden. Unerkannt von seinen Leuten, machte der Pfingstlümmel auch in seiner eigenen Stube sein Tänzchen. Und als uns Michels gute Mutter gar ein Dutzend Eier in den Korb legte, dachte der Pfingstl wohl: Heut sind sie bei guter Laune, ich gebe einen Reigen drein ...

Und der Michel beginnt einen wilden, tollen Tanz rings um die Ofenbank, darauf die leeren Milchhäfen zum Trocknen lehnen. Und wie ein Hafen nach dem andern im Wirbel des Rasenden zu Boden fliegt und zerklirrt, wie die gute Base vor Entsetzen die Hände über ihrem Sorgenhaupte zusammenschlägt, alle Heiligen anrufend, da sagt der Hannes, Michels Bruder, vom Herrgottswinkel her wie ein fernes Donnergrollen: „Das ist unser Michel!"

Wir aber, die wir das Geheimnis unseres Pfingstl aus unberufenem Munde verraten sehen, schieben und stoßen und puffen den Michel über die Hafenscherben weg zur Stubentüre hinaus, denn schon schwingt seine Mutter einen Besen drohend über seinem Haupte.

Zu allem Unglück stolpert der flüchtende Korbträger über die Schwelle, die Eier fliegen in weitem Bogen über den Estrich des Vorhauses, wo die meisten in klebrigen Fladen zerfließen. Was noch zu retten ist, wird auf der Flucht rasch erfaßt und in den Rocktaschen geborgen.

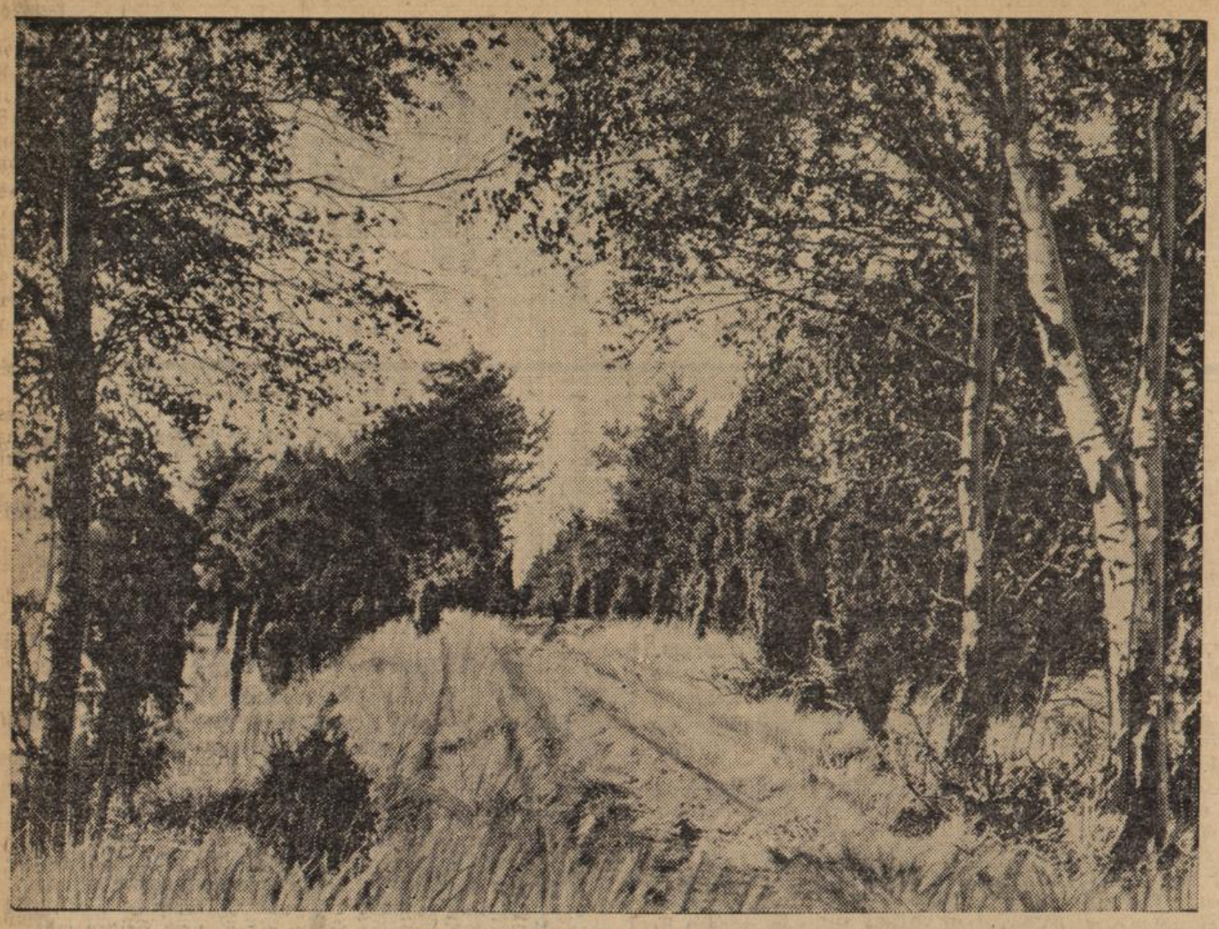
Den unglückseligen Michel geleiten wir in einen abgelegenen Streuschuppen seines Vaterhofes, wo wir ihn seiner zerfaserten, zerknüllten Vermummung entkleiden. Lachend und hochroten Kopfes rühmt er sich seiner Heldentat als Pfingstlümmel: „Das hab' ich fein gemacht, was?"

Wir haben nicht mehr Zeit, den verdienten Beifall zu zollen, denn das Gewitter, das sich vorhin beim Hafenzerklirren im Herrgottswinkel zusammengezogen hat, wuchtet schon über den Hof daher: Die Hünengestalt des Hannes, Michels Aelterbruder, kommt bedachtsam, wiegenden Ganges in die Scheune. Was Beine hat, stiebt davon.

Nur Michel, unser Pfingstheld, steht gebannt. Denn er weiß aus vielfältiger Erfahrung: Flucht wäre vergeblich vor dem Aelterbruder aus der edlen Sippe der Schragenheimer. Eine Sekunde später liegt der Pfingstlümmel quer über den Knieen das hasenrächenden Hannes. Und dann regnet es fünfundzwanzig wohlverdiente, wohlgezielte, wohlgemessene Handbreiten auf den Körperteil, den schon unsere heidnischen Urväter für solche Zwecke besonders geeignet hielten.

Dem Michel hat die Sache nicht weiter geschadet, denn als wir dann beim wohlverdienten Eierschmaus beisammen saßen, stand seine lachende Reckenhaftigkeit wieder in pfingstlicher Vollkraft.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Pfingstliche Landschaft (Expreß-Archiv, M)

Der Pfingstprofessor

Von Klaus Hellmut

Ueber den bekannten Göttinger Astronomen Ernst Klinkerfues waren bereits zu Lebzeiten viele Geschichten im Umlauf. Daß man ihn eine Zeitlang „Pfingstprofessor" nannte, das erinnerte an ein heiteres Pfingstbegebnis, bei dem sozusagen der wissenschaftliche Ruf des bekannten Gelehrten auf dem Spiel stand.

Klinkerfues hat bekanntlich eine Anzahl Kometen entdeckt und vielerlei Bahnberechnungen gefunden. Einen Namen machte er sich indessen in der Hauptsache mit der von ihm begründeten wissenschaftlichen Wettervorhersage. Bevor die wünschenswerte Exaktheit in der Wetterprognose von Klinkerfues erreicht worden war, geschah dieses Geschichtchen:

Um Pfingsten 1871 blickte man in Göttingen mit niegekanntem Eifer nach den Wetterberichten der Zeitung und ging fleißig zur Universität, wo die Wettervoraussagen des berühmten Professors zu lesen waren. Es geschah dies in der ungeduldigen, sehnsuchtsvollen Erwartung von schönem Pfingstwetter; nach dem barbarischen Winter 1870/71 hatte man starkes Frühlingsverlangen für Pfingsten.

Tag um Tag war zu lesen, daß eine Besserung im Wetter sich vorbereite.

„Aufklärung, wärmer, heiter — —" so stand tröstend in der Universität zu lesen. Pfingstkleider wurden daraufhin gekauft, Hüte, Putz. Der Frühling und schönstes Wetter zum lieblichsten aller Feste war vom Professor Klinkerfues verheißen worden — wenn sich auch von Schönwetter zunächst noch nichts zeigte.

Als Volkswetterkünder lebte um diese Zeit in Göttingen ein alter Schuster, der seinerseits voraussagte, daß das Pfingstwetter „trübe, kalt, regnerisch" sein würde. Der Schuster hatte regen Zuspruch von Kunden für Stiefel und Wetterberichte, da seine Voraussagen (man muß der Wahrheit die Ehre geben!) weit mehr Treffer aufzuweisen vermochten, als die des Professors Klinkerfues.

Ganz Göttingen schimpfte auf den Schuster, als er schlechtes Pfingstwetter prophezeite und daran noch festhielt, als mit dem bis dahin unentwegt grauen Himmel eine hoffnungsvolle Veränderung vor sich gegangen war.

Allein der Pfingstsamstag hielt nicht, was der Freitag versprochen hatte. Und an beiden Pfingstfeiertagen war ein gar greuliches Wetter mit Sturm, Regenschauern, empfindlicher Kühle und sonstigen Böswilligkeiten und Launen. Ungezählte Sommerkleider und zahllose schicke Hüte fielen dem Fest zum Opfer, und Professor Klinkerfues hätte Flüche über Flüche und schmeichelhafte Bezeichnungen hören können, wenn er das Fest über in Göttingen statt im heimatlichen Hofgeismar geweilt haben würde. — —

Klinkerfues suchte vergebens nach der Lösung des Wunders, daß die eigenen peinlich genauen Beobachtungen den dilettantischen schusterlichen Prophezeiungen unterliegen konnten. Schließlich überwand er sich und ging zu dem Schuster, um das Geheimnis der Erfolge des schusterlichen Wettermachers aufzuspüren.

Ein Vorwand zu dem Besuche fand sich bei dem Gewerbe des Konkurrenten leicht, und da man irgendwie immer zum Wetter kommt, so konnte es nicht schwer halten, dieses in diesem Falle wirklich interessante Gebiet auch bei diesem Besuch zu erreichen. Professor Klinkerfues rückte dabei bald mit der Frage heraus, wie es der Schuster mache, um das Wetter oft mit Sicherheit vorauszubestimmen.

Der Schuhmachermeister legte den Pechfinger an die Nase, zwinkerte mit den Aeuglein und sagte:

„Wissen Sie, das ist gar nicht so schwer, Herr! Jedem verrate ich's ja nicht! Sie müssen es auch ganz für sich behalten! Da gibt es nämlich hier in Göttingen einen Professor, Klinkerfues heißt er; dieser Klinkerfues prophezeit das Weter, wissen Sie! Seine Berichte schlägt er drin in der Universität an; ich gehe hin und schreibe mir die ab — und dann nehme ich das Gegenteil. Sehen Sie, dann habe ich meinen Wetterbericht — und der stimmt!"

Ein pfingstlicher Sängerkrieg

Ein eigenartiger Pfingstbrauch hat sich noch in einigen Orten des Harzes wie Benneckenstein, Thale und Hohegeiß erhalten. Hier bestehen seit alters sogenannte „Finkenklubs", deren Mitglieder die Sangeskunst der Finken bewußt auszubilden trachten. Am Abend des zweiten Pfingsttages versammeln sich alle mit ihren gefiederten Sängern, ein großer Sangeswettstreit wird veranstaltet. Den Käfig des besten Sängers ziert man mit einem Kranz, worauf ein geselliges Zusammensein, bei dem alte Volkslieder des Harzes gesungen werden, den Abend beschließt.

Woher kommt der Name Pfingsten?

Eine sprachgeschichtliche Plauderei

Von Kurt Friedrich Seiffert.

Den Sinn des Pfingstfestes kennt jeder Deutsche, auch wenn er heute dem historischen Geschehen vor fast 2000 Jahren mit Vorbehalten und Fragen gegenübersteht. Aber wer weiß, was der Name Pfingsten bedeutet? Wir sprechen das Wort aus wie so viele Namen, die uns Großes sagen, ohne daß wir sie eigentlich sprachgeschichtlich verstehen. Bei Ostern stellt sich vielleicht noch eine Gedankenbeziehung zu der alten Frühlingsgöttin Ostara ein. Aber bei Pfingsten? Ist das Wort deutsch, mittelhochdeutsch oder gar urgermanisch? Stammt es aus dem Lateinischen, aus dem Griechischen, aus dem Hebräischen? Die meisten von uns wissen es nicht. Sie sehen den Frager erstaunt an, denken ein wenig nach und schütteln verwundert den Kopf. Sie fühlen sich fast ein wenig beunruhigt.

Der Sprachgeschichtler kann voller Stolz über seine diesmal recht simple Gelehrsamkeit das sprachliche Geheimnis des Pfingstnamens lösen. Das Wort stammt aus dem Griechischen. Es ist ein ganz einfacher Zahlenbegriff und bedeutet nichts anderes als „pentekoste", der fünfzigste, und zwar in Verbindung mit dem griechischen Wort für Tag (hemera) Pfingsten ist der fünfzigste Tag nach Ostern. In der siebenten Woche nach der Auferstehung ihres Meisters und Herrn während des jüdischen Erntedankfestes erlebten die Jünger die gewaltige innere Umwandlung, die sie mit der geistigen Welttiefe, mit den lebendigen Hintergründen der Seele in Verbindung brachte.

Diese griechische „Fünfzig" ist dann ins Lateinische als Lehnwort übernommen worden. Sie drang — ein bedeutsames geistiges Ereignis! — auch in die Sprachkultur des Nordens ein. Wir können ihren Weg genau feststellen. Der erste Germane, der das griechische Wort in seine Bibelübersetzung aufnahm, war der große gotische Bischof Wulfila. Er prägte aus dem „pentekoste" das gotische Wort „paintekuste" und bestimmte damit den Sprachausdruck von Jahrtausenden. Im Althochdeutschen wurde das Wort unter Heranziehung einer griechischen Zahlbezeichnung zu „fimchusti", im mittelhochdeutschen auf Grund einer sprachlichen Verschiebung des Anlautes und einer Zusammenziehung zu „hingeste" und „phingst". Damit ist die Wanderung des Wortes durch die Jahrhunderte verfolgt und sein griechischer Ursprung aus der Gedankenwelt des griechisch sprechenden Urchristentums sozusagen dokumentarisch belegt.

Die etwas dunkle Herkunft des Wortes wirkt auf seine Handhabung im Deutschen recht interessant ein. Denn da man seinen Ursprung in Laienkreisen vielfach vergaß, wußte man bald nicht genau, sagt man nun „die" Pfingsten oder „das" Pfingsten, gebraucht man die Einzahl oder die Mehrzahl. Am häufigsten findet sich das sächliche Geschlecht „das" Pfingsten. Aber auch die weibliche Form spielt eine große Rolle. Sie wird zum Teil in der Mehrzahl gebraucht. Der Deutsche Fischart sagt z. B. „An diesem Tage ist die erste Pfingsten der Christen gehalten", und meint damit wohl die Pfingstausgießung. An anderen Stellen ist von „der heiligen Pfingsten" die Rede. Wieder ein anderer bemerkt vor einem Pfingstbild: „über dejz königs tribune ist ein pfingsten gemahlt". Im 18. Jahrhundert gebraucht man vor allem die sächliche Form. Jean Paul sagt: „Ein Pfingsten, wie ik's beschreiben will" und bekannt ist das Goethewort: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen". Aber schon bei Geibel findet sich wieder eine veränderte Anwendung. Dieser Dichter des 19. Jahrhunderts dichtet: „Das Fest der Pfingsten kommt im Hall der Glocken" und er ähnelt darin seinem mehrere Jahrhunderte früheren Vorgänger Berthold von Regensburg, der von „den pfingesten" zu berichten weiß.

Diese sprachliche Unsicherheit wird durch Wortzusammenfügungen mit dem Namen Pfingsten kulturhistorisch sehr aufschlußreich beleuchtet. Da haben wir z. B. in der deutschen Sprache Wortbildungen wie: Pfingstbier, Pfingstborn, Pfingstbuden, Pfingstdonner, Pfingstenblumen, Pfingstfeuer, Pfingsthuhn, Pfingstkanzel, Pfingstlümmel, Pfingstochse, Pfingstspiel und Pfingstgeld. Woher stammen diese merkwürdigen Verbindungen? Wieder sei zunächst der alte Johann Fischart zitiert. Er bemerkt zu dem Wort „Pfingstbier": „An etlichen Orten mißbrauchen die Bauern ihre Kirchen für ein Kretschmar oder Bierkeller, schroten das Pfingstbier darein, daß es frisch bleibe und sauten es daselbst aus mit Gotteslästerung und Fluchen". Hier klingt ganz zweifellos ein durchaus unchristlicher heidnischer Brauch an, der sich aus der germanischen Vorzeit bis in das 16. Jahrhundert erhalten hat. Das wird noch klarer, wenn man nach dem Sinn anderer Bezeichnungen fragt. Wer ist der „Pfingstlümmel" oder das „Pfingstmännchen" im alten deutschen Brauchtum? Antwort: Der Strohmann oder die ausgestopfte Menschenfigur, die am Pfingstmontag von jungen Leuten in Prozessionen herumgetragen und in der Nacht vor dem Hause, wo die faulste Dirne wohnt, abgesetzt wird. Dieses Männchen setzt man auch gern „rittlings auf die Dachfirste". Das heißt aber: dieses Pfingstmännchen ist zweifellos eine uralte germanische Göttergestalt, die in vorchristlichen Zeiten in feierlichem Festzug durch die blühenden Fluren geführt wurde.

Aehnliches gilt für die anderen Namen. Der Pfingstborn ist der „Milchborn, aus dem der Storch die Kinder bringt", eine Bezeichnung für das geistige „Urmeer der Mondbezirke", aus denen die Seele in den Körper herniedersteigt. Und die Bekränzung des Pfingstochsen, das Abbrennen von Pfingstfeuern, die Erstattung eines Pfingstgeldes, die Erbauung einer Pfingstkanzel und die Krönung eines Pfingstkönigs mit Pfingstenblumen gehören sicherlich ebenfalls in diese alte Kultwelt hinein.

Damit verrät aber bereits diese kleine sprachgeschichtliche Betrachtung, wie Heidnisches und Christliches sich seltsam und innig auch in dem deutschen Sprachgebrauch verschmelzen. Auch das Pfingstfest ist eine Feier geistiger Geschehnisse, von denen man bereits vor Christus etwas wußte. Freilich hat die alte Geistigkeit durch die Vorgänge in Palästina einen neuen Klang erhalten. Sie ist individuell, persönlich geworden. Das neue Erlebnis göttlicher und menschlicher Verbundenheit begann seinen Siegeszug durch das Abendland.

Badisches Staatstheater Karlsruhe

Spielplan vom 8.—16. Juni 1935.

Im Staatstheater:

Samstag, 8. Juni. G 28. Th.-Gem. 1301—1400. **„Hier sind Gemsen zu sehen!** Komödie von Sigmund Graff. 20 bis 22,15 (3,90).

Pfingst-Sonntag, 9. Juni. E 27. Th.-Gem. II. S.-Gr. und 1001 bis 1100. **„Othello".** Große Oper von Verdi. 19,30—22,15 (5.—).

Pfingst-Montag, 10. Juni. Außer Miete. Zu Richard Strauß' Geburtstag (geb. 11. 6. 1864) **„Arabella".** Lyrische Komödie von Richard Strauß. 19,30 bis gegen 22,30 (5.—).

Dienstag, 11. Juni. C 29. Staatsjugendersatzmiete. Th.-Gem. 401—500. **„Prinz von Preußen".** Drama v. Hans Schwarz. 20 bis nach 22,30 (4.50).

Mittwoch, 12. Juni. NS.-Kulturgemeinde. **„Donna Diana".** Heitere Oper von E. N. von Reznicek. 20 bis nach 22 (0,90 bis 1,90). Der IV. Rang ist für den allgemeinen Verkauf freigehalten.

Donnerstag, 13. Juni. E 28 (nicht D — Donnerstagmiete). Staatsjugendersatzmiete. Th.-Gem. III. S.-Gr., 1. Hälfte **„Prinz von Preußen".** Drama von Hans Schwarz. 20 bis nach 22,30 (4,50).

Freitag, 14. Juni. NS.-Kulturgemeinde. **„Donna Diana".** Heitere Oper von E. N. von Reznicek. 20 bis nach 22 (0,90 bis 1,90) Der IV. Rang ist für den allgemeinen Verkauf freigehalten.

Samstag, 15. Juni. G 29. Th.-Gem. 301—400 und 501—600. Gastspiel Carsten Oerner. **„Othello".** Große Oper von Verdi. 20—22,45 (5.—).

Sonntag, 16. Juni. B 28. Th.-Gem. 1—100 und 801—900. Gastspiel Carsten Oerner. **„Tosca".** Musikdrama von Puccini. 19,30—22 (5.—).

Auswärtige Gastspiele:

Pfingst-Sonntag, 9. Juni. In Herrenalb: Bunter Abend.

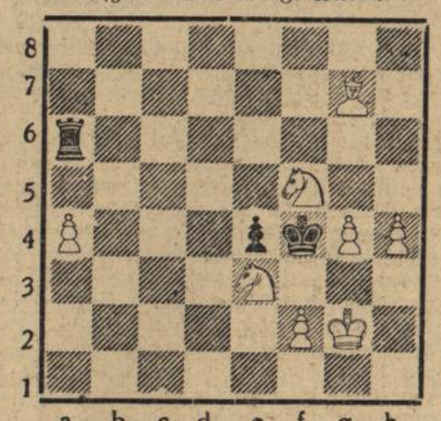
Mittwoch, 12. Juni. In Gernsbach: „Wenn der Hahn kräht".

Vorverkaufsstelle in Durlach: Musikhaus Karl Weiß, Adolf Hitlerstraße, Tel. 458.

Schachspalte des Durlacher Tageblattes

geleitet von Theo Weißinger, badischer Meister.

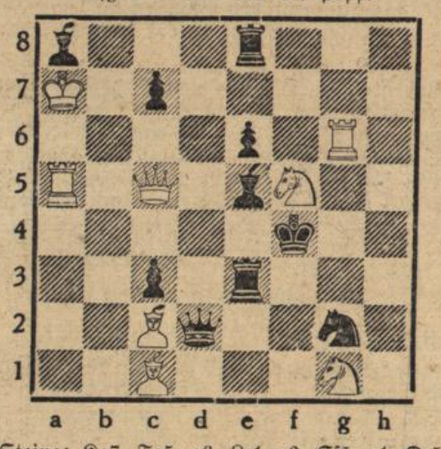
Aufgabe Nr. 23 von F. Wilken.



Weiß: 8 Steine: Kg2, Lg7, Se3, f5, Ba4, f2, g4, h4.
Schwarz: 3 Steine: Kf4, Ta6, Be4.

Matt in 3 Zügen.

Aufgabe Nr. 24 von W. Popp.



Weiß: 8 Steine: Ka7, Ta5, g6, Lc1, c2, Sf5, g1, Dc5.
Schwarz: 10 Steine: Kf4, Dd2, Te3, e8, La8, e5, Sg2, Bc3, c7, e6.

Matt in 2 Zügen.

Lösung der Aufgabe Nr. 21.

1. Sc2—a1 . . . 2. Ld8—c7 nebst matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 22.

1. Dh8—a8. Nebenlösungen: 1. Df6 und 1. Df8

Richtige Lösungen sandten ein: Georg Becker, Rich. Matter, Wilh. Heß, Karl Höfler, Fritz Leitner, Gustav Piston, Georg Schober, Walter Metzger, H. Ludwig, Hch. Jock, je 9 Punkte; Friedr. Häffner, Fritz Kleiber, je 5 Punkte.

Die Eisenbahn fährt ins Haus

Der ersten Eisenbahnwagen in den Straßen Freiburgs.

bld. **Freiburg i. Br.**, 6. Juni. Es war schon eine kleine Sensation für die Breisgauhauptstadt, als in den Mittagsstunden des 5. Juni der erste Eisenbahnwagen durch die Straßen der Stadt gefahren wurde. So etwa mögen die Leute vor hundert Jahren gestaunt haben, als die erste Eisenbahn durch die Lande fuhr, wie am Mittwoch mittag die Freiburger Bevölkerung über dieses neueste technische Wunderwerk der Deutschen Reichsbahngesellschaft.

Mit einem feierlichen Akt wurde am Vormittag das neue Fahrzeugen für Eisenbahnwagen dem Verkehr übergeben. Der Vizepräsident der Reichsbahndirektion Karlsruhe, Prof. Grimm, begrüßte im Bahnhofrestaurant des Bahnhofes Freiburg-Wiehre die Ehrengäste, darunter die Vertreter von Staat und Stadt, sowie der Partei, ferner die Direktoren Ganter und Mez, deren Firmen als erste in Freiburg die Notwendigkeit des „Rollers" für ihre Unternehmungen erkannt haben. Der Redner wies im Verlaufe seiner Ausführungen vor allem die Meinung der Oeffentlichkeit zurück, die Reichsbahn sei dem Kraftverkehr nicht wohl gesinnt. Die Entwicklung des Autos werde ihren sicheren Weg nehmen auf dem ihm zukommenden Verkehrsgebiet. Ebenso werde die Eisenbahn auf den Gebieten der Personen- und Güterbeförderung ihren Platz behalten, für die ihre technischen Voraussetzungen und Besonderheiten sie bestimmt. Ein ganz interessanter Fall der Verknüpfung der Vorteile des Schienen- und Straßenverkehrs sei die Anwendung des Straßenfahrzeugs zur Ueberführung von Eisenbahnwagen zwischen Bahn und Werk. Prof. Grimm gab seiner Freude Ausdruck, daß die in Freiburg vorhandene Industrie mit Unternehmungslust und Entschlußfreudigkeit ihren Betrieb auf das Neueste einstellen und dadurch leistungsfähig bleiben. Er wies auch darauf hin, daß diese kleine Feier der Reichsbahndirektion zusammenfalle mit dem 150jährigen Jubiläum der Firma Mez A.G. und übermittelte ihr die Glückwünsche der Reichsbahndirektion Karlsruhe. Ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer und Reichskanzler beschloß die Rede, worauf die nationalen Weihelieder gesungen wurden.

Reichsbahnoberrat Christian sprach über die Notwendigkeit und Nützlichkeit des neuen Fahrzeuges. Er wies darauf hin, daß seit der ersten Inbetriebnahme im Oktober 1933 bis heute mehr als 10 000 Eisenbahnwagen mit Hilfe dieses Fahrzeuges vom Bahnhof zum Werkhof gefahren wurden. — Mit großem Interesse verfolgte nun die Zuschauermenge die Uebersetzung eines Wagens der Brauerei Ganter vom Gleis auf das Straßenfahrzeug. Auch der kleine Festzug, der sich darauf durch zahlreiche Straßen der Stadt bewegte, fand das ungeteilte Interesse des Publikums, das sich in dichten Scharen angesammelt hatte. Dem Zuge voraus fuhr ein prächtiges Viergespann der Brauerei Ganter, es folgte ein Lastkraftwagen der Brauerei und dann das Fahrzeug der Reichsbahn mit dem Güterwagen. Im Werkhof angelangt, war der Eisenbahnwagen in ganz kurzer Zeit auf das Abstellgleis geschoben.

Ministerpräsident Köhler auf der Reichsnährstandsausstellung in Hamburg

bld. **Karlsruhe**, 6. Juni. Ministerpräsident Köhler hat nach der Eröffnungsfeier am 28. Mai in Begleitung des Verbandsdirektors Dr. Rupp einen Rundgang durch die Hamburger Reichsnährstandsausstellung gemacht. Er schilderte nun in einer Unterredung, die er einem Vertreter des Führers gewährte, seine Eindrücke, soweit badische Aussteller in Frage kommen. Der Ministerpräsident erklärte auf die Frage, ob er zufrieden sei, daß er vorbehaltlos mit Ja antworten könne. Er habe sich davon überzeugt, daß alle badischen Aussteller, gleichviel ob sie Tiere, Maschinen oder Erzeugnisse zeigten, in Ehren bestanden. Er fuhr fort: Daß mich als Landwirtschaftsminister diese Feststellung mit besonderer Freude erfüllt, darf ich unverhohlen aussprechen. Ich kann nur wünschen, daß die zweite Reichsnährstandsausstellung für alle beteiligten Kreise und besonders für die badischen Aussteller, denen ich für ihre Bemühungen im Dienste der Sache auch an dieser Stelle meinen Dank und meine Anerkennung aussprechen möchte, den gewünschten Erfolg bringen möge. Wenn jeder an dem Platze, an den er gestellt ist, voll und ganz seine Pflicht tut, dann wird das neue Deutschland auch in der Landwirtschaft und auf allen damit im Zusammenhang stehenden Gebieten die führende Stellung einnehmen, die der unermüdliche Fleiß und die zähe Ausdauer und Beharrlichkeit seiner Bevölkerung in reichstem Maße verdient.

Der Aufbau der Gesellschaft „Reichsautobahnen"

Unter diesem Titel ist, bearbeitet von Reichsbahnoberamtmann Volk, nach den Unterlagen der Direktion der Reichsautobahnen, Konkordia-Verlag, Leipzig, eine Broschüre erschienen, die erstmalig gesammelt die gesetzlichen Grundlagen enthält, auf denen das Unternehmen „Reichsautobahnen" aufgebaut ist, ferner u. a. die Geschäftsordnung des Verwaltungsrats, Satzung sowie Geschäftsordnung der Gesellschaft. Aufgeführt ist in der Broschüre auch die Gliederung der verschiedenen Obersten Bauleitungen, darunter der in Stuttgart am 1. Januar 1934 errichteten, deren Leiter bekanntlich Oberbaurat Hurt ist. Die Stuttgarter Oberste Bauleitung bearbeitet die Kraftfahrbahnen Stuttgart—Ulm—München auf eine Streckenlänge von 90.1 Kilometer, Stuttgart—Heilbronn mit 70 Kilometer und Karlsruhe—Stuttgart mit 40.8 Kilometer. Die Oberste Bauleitung in Stuttgart unterhält Bauabteilungen in Stuttgart, Ulm, Ludwigsburg und Pforzheim, die ersteren seit 15. November 1934, während Pforzheim zur Zeit eingerichtet wird. Eine Karte gibt eine Streckenübersicht der OBK. Stuttgart. Für Unternehmer und Geschäftskreise ist die Broschüre recht wertvoll, da sie die Unterlagen für geschäftliche Berührungen mit den verschiedenen Baubehörden gibt.

Baden

Mannheim, 7. Juni. (Tod auf den Schienen.) Zwischen Sandtorf und Waldhof wurde Mittwoch früh von dem 6-Uhr-Zug ein Mann überfahren und getötet. Es soll sich um einen gewissen Magro aus Lampertheim handeln.

Heidelberg, 7. Juni. (Verkehrsunfall.) Am Samstag wurde der Straßenbahnführer Emil Höpfinger auf dem Steigerweg von einem auswärtigen Personenauto von hinten angefahren und schwer verletzt. Höpfinger ist nun am Mittwoch im Akademischen Krankenhaus seinen Verletzungen erlegen.

Gamburg, 7. Juni. (Zur Erholung.) Seit einigen Tagen herrscht im Gamburger Schloß wieder munteres Leben. Eine größere Schar Kinder aus Heidelberg hat das Glück, einige Zeit in dem romantisch gelegenen Schloß Erholung zu finden. Wie bereits im Vorjahr wurden die Kinder, die durch eine Heidelberger Kinderschwester betreut werden, durch die NS.-Volkswohlfahrt hierher verschickt.

Bad Rippoldsau, 7. Juni. (Neue Straße.) In den nächsten Wochen wird auf der großen Talwiese oberhalb Klösterle hier ein Arbeitsdienstlager errichtet. Dem Arbeitsdienst fällt hier die Aufgabe zu, durch Straßenbauten in den großen Staatswaldungen auf Gemarkung Bad Rippoldsau den äußerst schwierigen Holztransport zu beheben und günstige Holzabfuhrmöglichkeit zu schaffen. Die geplanten Arbeiten, für deren Ausführung der Arbeitsdienst in Frage kommt, reichen für eine Zeitspanne von über zehn Jahren.

Offenburg, 7. Juni. (Unvorsichtiger Schütze.) Ein auswärts wohnhafter 15jähriger Handelsschüler machte sich auf dem Kinzigdamm bei der Eisenbahnbrücke mit einem 6 Millimeter-Tesching zu schaffen. Dabei ging ein Schuß los und traf den 15jährigen in den Unterarm.

Oberkirch, 7. Juni. (Ministerbesuch.) Ministerpräsident Köhler hat am Mittwoch Industriebetriebe des vorderen Renchtales besichtigt. Die Wirtschaftskreise des Renchtales hatten in einer Unterredung mit dem Wirtschaftsminister Gelegenheit, ihre Bitten und Anträge an zuständiger Stelle vorzubringen. Der Besichtigungsfahrt folgte eine Großkundgebung in Oberkirch, wobei nach Begrüßungsworten des Kreisleiters, Bürgermeister Dr. Rombach, Ministerpräsident Köhler eine Ansprache hielt.

Triberg, 7. Juni. (Brand.) In der vor einiger Zeit neu hergerichteten und umgebauten Verkaufshalle Schönen und Eisele, Besitzer Martin Eisele, am Burggarten, brach Freitagmorgen Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit verbreitete, sodaß sich die Feuerwehr darauf beschränken mußte, das ebenfalls neu hergerichtete Wohnhaus, in dem vier Familien wohnen, vor den Flammen zu schützen. Ein Uebergreifen auf den Versandraum und die Büroräume konnte vermieden werden. Ein Eindringen in die Halle war wegen der starken Rauchentwicklung nicht möglich, ebensowenig eine Bergung des wertvollen Inhalts der Halle an Uhren und Geschenkartikeln. Der Schaden ist sehr groß, es wird Brandstiftung vermutet.

Triberg, 7. Juni. (Heldenmalweihe.) In Verbindung mit einem großen Trachtenaufmarsch und Trachtenfest, zu dem man aus allen Gegenden des Schwarzwaldes und des Alemannenlandes etwa tausend Trachtenträger- und trägerinnen erwartet, findet am Pfingstsonntag zum Gedächtnis der 160 gefallenen Helden in Triberg die feierliche Weihe eines Ehrenmals statt, das inmitten der herrlichen Schwarzwaldberge gelegen, als eines der schönsten in Deutschland bezeichnet wird.

Stockach, 7. Juni. (Unfall.) Der Holzfuhrmann Ernst Auer wurde beim Holzladen von einem zurückfallenden Stamm erfaßt und zu Boden gedrückt. Mit einem schweren Beckenbruch und inneren Verletzungen wurde der Verunglückte ins Krankenhaus Singen verbracht.

Michelstadt i. O., 7. Juni (Todesfall.) Hier starb im 80. Lebensjahr infolge Herzschlages der weit über die Grenzen seines Heimatortes und des Hessenlandes hinaus bekannte Dichter des Odenwaldliedes, Ludwig Kurz. Der Verstorbene wurde vor mehreren Jahren in Anerkennung seiner Verdienste um seine Heimatstadt zum Ehrenbürger von Michelstadt ernannt.

Altenheim b. Kehl, 7. Juni. (Motorradunfall.) Auf der Heimfahrt von einer Geschäftsreise stieß der Metzger Theodor Mußler von hier in Appenweier mit einem aus Richtung Kehl kommenden Motorrad so heftig zusammen, daß beide Kräfträder zu Fall kamen und ihre Fahrer unter sich begruben. Während Mußler mit leichteren Verletzungen davonkam, wurde seine mitfahrende Frau schwer verletzt.

Singen, 7. Juni. (Hohentwiel-Festspiele.) Die Hohentwiel-Festspiele werden am Pfingstsonntag mit Schillers Freiheitsdichtung „Wilhelm Tell" feierlich eröffnet werden. Der ersten Vorstellung wird Reichsstatthalter Robert Wagner in seiner Eigenschaft als Schirmherr beiwohnen.

Das Wetter

für Sonntag und Montag

Im Südosten hat sich ein schwacher Hochdruck gebildet, in dessen Wirkungsbereich sich auch Süddeutschland befindet. Bei Irland zeigt sich aber ein starkes Tiefdruckgebiet; sein Einfluß kündigt sich bereits durch Fallen des Barometers an. Unter diesen Umständen kann für Sonntag und Montag zeitweilig aufheiterndes, aber kein ganz beständiges Wetter in Aussicht genommen werden.

Abonniert das „Durlacher Tageblatt"

Walter von Molo 55 Jahre alt.

Der Schriftsteller Walter Ritter von Molo feiert am 14. Juni seinen 55. Geburtstag. Seine stärksten Erfolge errang er durch seinen vierteiligen „Schiller-Roman" und durch den „Roman meines Volkes", der aus den Teilen „Fridericus", „Luise" und „Das Volk wacht auf" besteht.

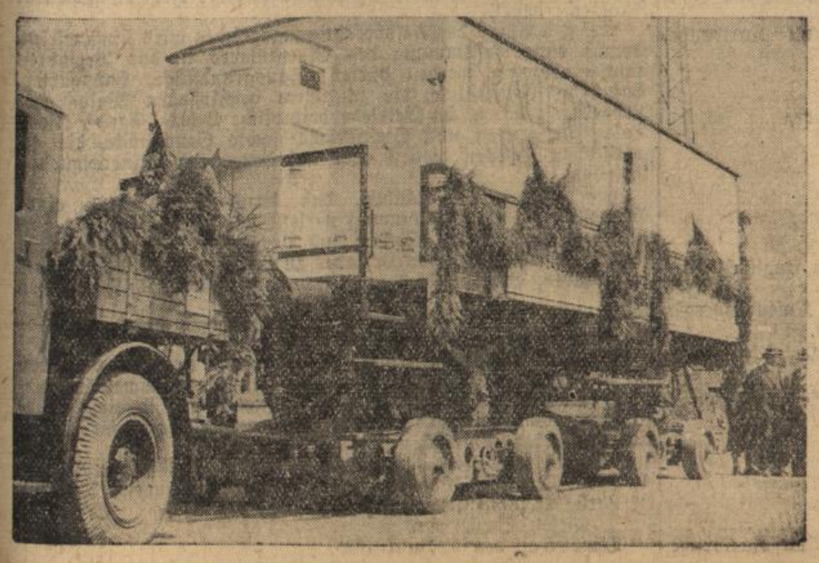
Wert und Unwert biologischer Verfahren für die Bekämpfung der Gesundheitsschädlinge

Wenn allen Bekämpfungsverfahren biologische, also die Lebensweise der Schädlinge betreffende Gesichtspunkte zugrunde liegen, so haben wir doch auch noch spezielle biologische Verfahren, indem wir zur Nutzanwendung von Feinden, Parasiten und Krankheitserregern schreiten. Diese Verfahren sind seinerzeit von dem deutschen Kerbtierforscher Ratzeburg empfohlen und praktisch zuerst in den Vereinigten Staaten von Amerika angewandt worden. Wenn das biologische Gleichgewicht in der Natur durch den unter den Lebewesen bestehenden Existenzkampf reguliert wird, so liegt es nahe, das Uebergewicht mancher Arten, das bei den Eingriffen des Menschen in die Natur in Form sog. Schädlingsplagen entstanden ist, auch wieder auf biologischem Wege zureduzieren, also den Weg, den die Natur geht, nachzuahmen durch Nutzanwendung von Feinden, Parasiten und Krankheitserregern der Schädlinge. Die Natur läßt sich aber nicht so leicht nachahmen und so haben wir mit biologischen Verfahren — wenigstens bei Gesundheitsschädlingen — noch keinen nennenswerten Erfolg zu verzeichnen. Verhältnismäßig gut wirkt sich die Verwendung kleiner Fische (Gambusien) zur Bekämpfung der Brut der Malaria-übertragenden Stechmücken aus, was aber für uns in Deutschland keine nennenswerte Bedeutung hat. Vogelschutz, der gewiß schon aus idealen Gründen der Förderung wert ist, hat für die Stechmückenbekämpfung nur den Wert eines Hilfs- und Aushilfs-Verfahrens. Auch Fledermaus-Förderung bietet wenig Aussicht auf Erfolg. Dasselbe gilt bezüglich Fliegenplage und Vogelschutz. In einem Bauernhaus oder einer Stallung, an denen ein halbes oder ganzes Dutzend Schwalbennester kleben, ist keine nennswerte Verminderung der Fliegerplage zu bemerken. Holen die Schwalben von der mit Tausenden von Fliegen besetzten Stalldecke immer wieder neue Fliegen weg, so hält dieser Verminderungsvorgang im Hochsommer keineswegs Schritt mit der Vermehrung der Fliegen in dem Misthaufen vor dem Stall (je 250 Eier in 8—14 Tagen). D. h. also, wo für eine Tierart bezüglich Raum, Ernährung und (Sommer-) Temperatur optimale, d. h. allerbeste Entwicklungsbedingungen vorliegen, kommen Feinde mit beschränkter Nachkommenzahl wie die insektenfressenden Vögel, zu keinem nennenswerten Erfolg. Aussichtsreicher erschiene die Verwendung sich stark vermehrender Parasiten, doch kennen wir solche bei Gesundheitsschädlingen noch nicht. Mit verhältnismäßig starkem Erfolg können Krankheitserreger, und zwar zu den Paratyphaceen gehörende Bazillen, zur Bekämpfung von Ratten und Mäusen Verwendung finden. Dieses Verfahren der künstlichen Züchtung von spezifischen Erregern von typhösen Darmkrankheiten bei Nagetieren, wurde von Prof. Löffler in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausgearbeitet und in größerem Maßstabe zuerst in Griechenland zur Bekämpfung der Feldmausplage mit gutem Erfolg angewandt. Das Verfahren hat aber so bedenkliche Schattenseiten, daß die Anwendung behördlich stark eingeschränkt und hoffentlich bald noch ganz verboten wird. Hier mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß die Ratten bei zunehmender Anwendung des Verfahrens auch eine zunehmende Immunität (Unempfänglichkeit) gegen diese Krankheitserreger aufweisen und die Verbreitung der Keime durch Kot und Urin der Ratten auf Nahrungsmittel des Menschen offenbar bei den zuweilen in stärkerem Maße auftretenden paratyphösen Erkrankungen des Menschen eine Rolle spielt.

Ob sich einmal — für den Menschen ganz belanglose — Pilze, wie die Empusa, die bei dem Massensterben der Fliegen im Herbst auftritt, mit Erfolg zur Bekämpfung von (wirbellosen) Schädlingen verwenden lassen werden, muß dahingestellt bleiben.

Die biologischen Verfahren sind also bezüglich der Bekämpfung der Gesundheitsschädlinge, wenn nicht gerade als Zukunftsmusik, so doch allein angewandt, einstweilen als unzulänglich und sonst nur als Hilfsverfahren anwendbar, oder — was bazilläre Krankheitserreger des Menschen anbetrifft — wegen Gesundheitsgefährdung des Menschen abzulehnen.

Wabolu/Z/Wi.

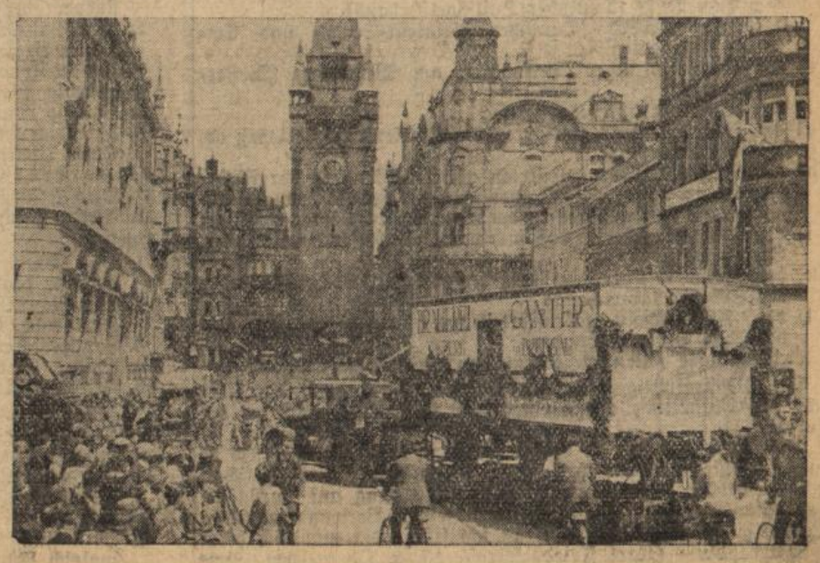


Die Reichsbahn dient dem Kunden

Der erste badische „Wagenroller" hält seinen Einzug in Freiburg im Breisgau.

DNB-Heimatbilderdienst

Aufnahme: Photo Karl Müller, Freiburg i. Br.



Kleine Pfingstbetrachtung ...

Man kann Pfingsten verleben, und man kann Pfingsten erleben. Beides ist ein Unterschied. Aber eines braucht das andere nicht auszuschließen. Leider ist es jedoch so, daß bei den Menschen das Wörtchen „verleben" im Vordergrunde steht. Pfingsten — das bedeutet vielen Menschen zwei freie Tage, die man benutzen muß, um hinauszufahren in die voll erwachte Natur und die sich von anderen Sonntagen höchstens noch durch ein besonders festliches Pfingstmahl auszeichnen. Unwillkürlich steigt da die Frage auf: Kann denn Pfingsten nicht mehr bedeuten? Hat dies Fest dem modernen Menschen nichts mehr zu sagen?

Ja, da ist es ganz merkwürdig. Man mache einmal die Probe und frage zunächst alle seine Bekannten nach dem Sinn und der Bedeutung des Pfingstfestes. Man wird da Ueberraschungen erleben und feststellen können, daß eine garnicht so kleine Zahl von Menschen sich über die Bedeutung dieses Festes überhaupt nicht im Klaren ist. Weihnachten — Ostern, das sind Feste, mit deren Bedeutung wir von Jugend auf eng verwachsen sind. Vor kurzem erst war Himmelfahrt, da liegt der Sinn des Tages schon in seinem Namen. Aber Pfingsten? Natürlich wer ein regelmäßiger Kirchenbesucher ist, weiß, was das Fest bedeutet, in anderen aber ruht manchmal nur noch schattenhaft die Erinnerung an den Religionsunterricht in der Schule: Pfingsten — die Ausgießung des heiligen Geistes!

Vielleicht findet sich in diesen beiden Festtagen doch einmal eine stille Stunde, in der wir Einkehr halten können bei uns selbst. Da gehen die Gedanken zurück zu früh gelerntem Wissen, und vielleicht trägt uns einmal die Phantasie zu jenem Tag zurück, da die Ausgießung des heiligen Geistes erfolgte. Ein Kreis von Männern, die bereit sind, dem Gebot des Gottessohnes Folge zu leisten: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker ...", die bereit sind, ihr Leben an ihren Glauben zu setzen und denen dennoch eines fehlt: der Mut zur Tat, der Geist Gottes, ohne den alles Menschenwollen nur Stückwerk ist. Auf einmal aber kommt die göttliche Erleuchtung, der Geist über sie. Vielleicht fiel ein Sonnenstrahl in den Raum, in dem sie unschlüssig beieinandersaßen, ihres Herrn und Meisters beraubt. Vielleicht auch schwebte, wie die Bibel berichtet, eine weiße Taube durch das Fenster herein, und die Augen der Jünger sahen auf einmal von heiligem Feuer erfüllt ihre Aufgabe vor sich stehen. Wir wissen nur, daß erst in dieser heiligen Stunde die Sendboten des Gottessohnes befähigt wurden, ihre hohe Mission zu erfüllen ...

Vielleicht sind manche unter uns, die auch schon einmal in ihrem Leben den Geist Gottes in sich verspürten. Aller Wille zu großer edler Tat kann nur aus göttlicher Erleuchtung heraus entstehen. Auch das gewaltige Erleben unseres deutschen Volkes in den beiden letzten Jahren, die innerliche Erneuerung, bei der gleich einem Vulkan eine lodernde Flamme neuen Geistes zum Himmel schlug, wäre nicht denkbar gewesen ohne den göttlichen Geist, der jene Männer beseelte, die berufen waren, unser Volk aus seinen Tiefen emporzureißen.

Freilich oft genug verschließt sich der Mensch dem göttlichen Funken. Wenn das alte Kirchenlied zum Himmel ruft: „O heil'ger Geist kehr bei uns ein!" — so heißt das für den Menschen vor allem, die Seele weit geöffnet dem Geiste Gottes entgegenzutragen, den göttlichen Funken in sich aufzunehmen, um ihn zum Samenkorn einer innerlichen Erneuerung werden zu lassen. Vielleicht denken wir heute in einer besinnlichen Stunde einmal darüber nach. Heiliger Geist Gottes! Er wird den Weg zu uns finden in stiller Kammer ebenso wie draußen in der Natur, wo lichtgrüne Birkenzweige im Winde wehen. Gerade hier, gerade draußen in seiner Schöpfung spürt ja der Mensch am stärksten jenen Geist, der das Weltall lenkt und das unfaßbare Wunder des Lebens schuf. Und aus der ewigen Anbetung dieses Wunders heraus werden auch wir vielleicht aus vollem Herzen an diesem Pfingsttage sagen können: „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein!"

ß.

Musterung

der Jahrgänge 1914 und 1915 für die Städte Karlsruhe und Durlach.

Durch die Proklamation der Reichsregierung an das Deutsche Volk und das Reichsgesetz vom 16. März 1935 über den Aufbau der Wehrmacht wurde die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt.

Aufgrund des Wehrgesetzes vom 21. Mai 1935 und der §§ 1, 4, 5, 8, 9, 11 der Verordnung über Musterung und Aushebung 1935 (Dienstanweisung) vom 29. Mai 1935 werden die in den

Kalenderjahren 1914 und 1915 geborenen Dienstpflichtigen gemustert.

Dienstpflichtig ist grundsätzlich jeder reichsangehörige Mann, auch wenn er außerdem noch im Besitze einer ausländischen Staatsangehörigkeit ist.

Die Musterungen finden für die in den Städten Karlsruhe und Durlach wohnhaften Dienstpflichtigen des Jahrgangs 1914 und 1915 in Karlsruhe im kleinen Festhallesaal (Eingang westlicher Haupteingang der Festhalle) statt und zwar:

A. Jahrgang 1914:

1) Anfangsbuchstabe A, C oder D: Donnerstag, den 27. Juni 1935, vormittags 8 Uhr,
2) Anfangsbuchstabe B—Ben: Mittwoch, den 10. Juli 1935, vormittags 8 Uhr.
3) Anfangsbuchstabe Ber—Bz: Donnerstag, den 11. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
4) Anfangsbuchstabe E: Mittwoch, den 26. Juni 1935, vormittags 8 Uhr,
5) Anfangsbuchstabe F: Freitag, den 28. Juni 1935, vorm. 8 Uhr,
6) Anfangsbuchstabe G I J: Montag, den 1. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
7) Anfangsbuchstabe H: Dienstag, den 2. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
8) Anfangsbuchstabe K: Donnerstag, den 4. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
9) Anfangsbuchstabe L: Mittwoch, den 3. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
10) Anfangsbuchstabe M und N: Freitag, den 5. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
11) Anfangsbuchstabe O P Q R: Montag, den 8. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
13) Anfangsbuchstabe S—Sz (ohne Sch): Samstag, den 13. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
14) Anfangsbuchstabe Sch: Freitag, den 12. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
15) Anfangsbuchstabe T U V: Samstag, den 6. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
16) Anfangsbuchstabe W X Y Z: Dienstag, den 9. Juli 1935, vormittags 8 Uhr.

B. Jahrgang 1915:

1) Anfangsbuchstabe A C D E J I: Dienstag, den 16. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
2) Anfangsbuchstabe B: Montag, den 15. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
3) Anfangsbuchstabe F: Mittwoch, den 17. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
4) Anfangsbuchstabe H: Donnerstag, den 18. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
5) Anfangsbuchstabe K: Freitag, den 19. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
6) Anfangsbuchstabe G: Samstag, den 20. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
7) Anfangsbuchstabe L M: Montag, den 22. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
8) Anfangsbuchstabe N O P Q R: Dienstag, den 23. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
9) Anfangsbuchstabe S—Sz (ohne Sch): Mittwoch, den 24. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
10) Anfangsbuchstabe Sch T U: Donnerstag, den 25. Juli 1935, vormittags 8 Uhr,
11) Anfangsbuchstabe V W X Y Z: Freitag, den 26. Juli 1935, vormittags 8 Uhr.

Gemäß § 4 der Verordnung vom 29. Mai 1935 sind die Dienstpflichtigen verpflichtet, sich zu den jeweils festgesetzten Musterungsterminen pünktlich zu stellen.

Der Dienstpflichtige hat gemäß § 40 der Reichsverordnung vom 29. Mai 1935 zum Musterungstermin mitzubringen:

a) den Geburtsschein;
b) Nachweise über Abstammung;
c) die Schulzeugnisse und Nachweise über Berufsausbildung (Lehrlings- und Gesellenprüfung);
d) Ausweise über Zugehörigkeit
   zur HJ (Marine HJ),
   zur SA (Marine SA),
   zur SS
   zum NSKK,
   zum DLV (Deutscher Luftsportverband),
   zum DASD (Deutscher Amateur-Sende- und Empfangsdienst);
e) den Nachweis über Teilnahme am Wehrsport (Wasserwehrsport);
f) den Nachweis über Landhilfe;
g) den Nachweis über geleisteten Arbeitsdienst (Arbeitspaß od. Arbeitsdienstpaß);
h) den Nachweis über geleisteten aktiven Dienst in der Wehrmacht oder Landespolizei oder über die bereits erfolgte Annahme als Freiwilliger in der Wehrmacht od. Landespolizei;
i) den Nachweis über den Besuch von Seefahrtschulen und über Seefahrtszeiten;
k) den Nachweis über den Besitz des Reichssportabzeichens oder des SA-Sportabzeichens;
l) den Führerschein (Kraftfahrzeuge, Flugzeuge, oder des deutschen Seglerverbandes.

Brillenträger sollen außerdem das Brillenrezept vorlegen.

Die Dienstpflichtigen werden hiermit aufgefordert, die hiernach zur Musterung mitzubringenden Nachweise sofort zu beschaffen.

Nach §§ 20, 25 und 40 der Verordnung vom 29. Mai 1935 ist eine Zurückstellung aus besonderen häuslichen, wirtschaftlichen oder beruflichen Gründen möglich. Der Antrag auf Zurückstellung kann von dem Dienstpflichtigen seinen Verwandten ersten Grades, sowie von seiner Ehefrau schriftlich oder mündlich beim Polizeipräsidium (Karl Friedrichstraße 15, 1. Obergeschoß, Zimmer Nr. 31) gestellt werden, jedoch spätestens beim Musterungstermin. Der Antrag kann durch Urkunden, sowie durch Zeugen und Sachverständige unterstützt werden. Die Urkunden müssen urschriftlich oder mit amtlicher Beglaubigung vorgelegt werden. Wird der Zurückstellungsantrag mit der Erwerbsunfähigkeit von Verwandten begründet, so muß die erwerbsunfähige Person sich persönlich zur Musterung stellen. Falls dies nicht möglich ist, kann auch der Dienstpflichtige ein vom Amtsarzt (Staatliches Gesundheitsamt, am Stadtgarten 1) ausgestelltes Zeugnis über die erwerbsunfähige Person vorlegen.

Die Dienstpflichtigen müssen zum Musterungstermin mit sauberer Wäsche und sauber gewaschen erscheinen.

Vor der ärztlichen Untersuchung besteht Rauch- und Alkoholverbot.

Wer seiner Gestellungspflicht zum Musterungstermin nicht oder nicht pünktlich nachkommt oder den sonstigen Vorschriften für die Musterung zuwiderhandelt, wird somit nicht nach anderen Gesetzen (§§ 140, 142, 143 RStGB.) eine höhere Strafe verwirkt ist, gemäß § 11 der Verordnung vom 29. Mai 1935 mit Geld bis zu 150 Reichsmark oder mit Haft bestraft. Auch hat er zu gewärtigen, daß er durch die Polizei zur Musterung vorgeführt wird.

Von der Gestellung zum Musterungstermin befreit sind gemäß § 4 der Verordnung vom 29. Mai 1935 diejenigen Dienstpflichtigen, die zur Zeit des Musterungstermins dienen

a) in der Wehrmacht,
b) in der Landespolizei oder
c) im Freiwilligen Arbeitsdienst.

Ferner ist von der Gestellung zum Musterungstermin befreit, wer durch Krankheit am Erscheinen zu dem oben festgesetzten Musterungstermin verhindert ist. Der durch die Krankheit Verhinderte muß jedoch ein Zeugnis des Amtsarztes (Staatliches Gesundheitsamt, am Stadtgarten 1) rechtzeitig dem Polizeipräsidium Karl Friedrichstraße 15, 1. Obergeschoß, Zimmer 30, spätestens aber am Musterungstermin der Musterungskommission vorlegen.

Gemäß § 9 der Verordnung vom 29. Mai 1935 kann das Polizeipräsidium völlig Wehruntaugliche (Geisteskranke, Krüppel) aufgrund eines Zeugnisses des Amtsarztes von der Gestellungspflicht zum Musterungstermin befreien. Der Antrag auf Befreiung ist rechtzeitig beim Polizeipräsidium (Karl Friedrichstraße 15, 1. Obergeschoß, Zimmer 30) schriftlich oder mündlich zu stellen.

Ferner können schiffahrtstreibende Dienstpflichtige von der Gestellung zur ordentlichen Musterung auf Antrag vom Polizeipräsidium befreit werden.

Karlsruhe, den 7. Juni 1935.

Der Polizeipräsident.

Feldbereinigung im Gebiet der Pfinz-Saalbach-Korrektion.

Auf Antrag der Abteilung für Landwirtschaft und Domänen des Bad. Finanz- und Wirtschaftsministeriums hat der Herr Finanz- und Wirtschaftsminister mit Erlaß vom 23. April 1935 Nr. 5081 gemäß §§ 11a und 35a des Feldbereinigunggesetzes verfügt, daß im Zusammenhang mit dem Unternehmen der Pfinz-Saalbach-Korrektion auf den Gemarkungen Blankenloch, Büchig, Durlach, Eggenstein, Grötzingen, Hagsfeld, Leopoldshafen, Nußheim, Spöck und Staffort Feldbereinigungen durchzuführen sind und zwar ohne Abstimmung der Eigentümer gemäß §§ 7—11 des Gesetzes, da die Durchführung der Feldbereinigung im öffentlichen Interesse dringlich ist.

Die vom Bad. Finanz- und Wirtschaftsministerium, Abt. für Landwirtschaft und Domänen, ausgearbeiteten Pläne nebst Anträgen und Kostenvoranschlägen liegen vom **10. bis 24. Juni 1935** zur Einsicht der beteiligten Grundeigentümer auf den betreffenden Rathäusern aus.

Von der Zusendung eines Abdruckes der Bekanntmachung an die Eigentümer (§ 3a, Abs. 4 der 2. V.V.O. zum Feldbereinigungsgesetz vom 15. 11. 33) wird mit Rücksicht auf die Dringlichkeit der Ingangsetzung der Feldbereinigung abgesehen.

Gemäß § 3a, Abs. 2 der V.O. zum Vollzug des Gesetzes über die Feldbereinigung in Verbindung mit § 12 des Feldbereinigungsgesetzes hat die Abteilung für Landwirtschaft und Domänen des Bad. Finanz- und Wirtschaftsministeriums zu Mitgliedern des Ausschusses folgende Personen ernannt:

A. Blankenloch:

1. Obg. Wolf beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Gänshirt, Vorstand des Kulturbauamts, Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Karl Gottfried Nagel, Ortsbauernführer,
5. Rudolf Ullrich, Landwirt,
6. Karl Ludwig Müller, Landwirt,
7. Karl Wilhelm Nagel, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Ernst Wilhelm Nagel, Landwirt,
2. Karl Friedrich Pfattheicher, Landwirt.

B. Büchig:

1. Obg. Wolf beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Pfisterer beim Kulturbauamt Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Ludwig Pfettscher, Ortsbauernführer,
5. Ludwig Raupp, Landwirt und Bürgermeister,
6. Friedrich Frick, Landwirt,
7. Emil Pfettscher, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Otto Frick, Landwirt,
2. Anton Frick, Landwirt.

C. Durlach:

1. Obg. Wolf beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Gänshirt, Vorstand des Kulturbauamts Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Hauck in Augustenberg,
4. Gustav Kleiber, Ortsbauernführer,
5. Friedrich Kleiber, Landwirt, Kronenstraße,
6. Karl Frick, Landwirt, Adlerstraße,
7. Heinrich Zoller, Landwirt, Schillerstraße.

Stellvertreter:

1. Friedrich Kiefer, Landwirt, Kelterstraße,
2. August Kammerer, Landwirt, Mittelstraße.

D. Eggenstein:

1. Vermessungsassessor Nuß beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Gänshirt, Vorstand des Kulturbauamts Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Friedrich Ruf, Ortsbauernführer,
5. Karl Friedrich Dürr III, Landwirt,
6. Karl Friedrich Schäfer, Landwirt,
7. Friedrich Fuchs, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Karl Friedrich Neck VI, Landwirt,
2. Ludwig Heinrich Köhler, Landwirt.

E. Grötzingen:

1. Obg. Wolf beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Gänshirt, Vorstand des Kulturbauamts Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden
3. Landesökonomierat Hauck in Augustenberg,
4. Josef Reck, Ortsbauernführer,
5. Stefan Bender, Landwirt,
6. Karl Krieger, Landwirt,
7. Karl Schmitt, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Ludwig Wagner, Landwirt,
2. Karl Burst, Landwirt, Lammstraße.

F. Hagsfeld:

1. Obg. Wolf beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Pfisterer beim Kulturbauamt Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Christian Gierich, Ortsbauernführer,
5. Willi Mayer, Landwirt,
6. Ernst Weber, Landwirt,
7. August Malsch, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Chr. Müller, Landwirt,
2. Karl Gerhardt jr., Landwirt.

G. Leopoldshafen:

1. Vermessungsassessor Nuß beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Pfisterer beim Kulturbauamt Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Friedrich Schreiber, Ortsbauernführer,
5. Robert Müller, Landwirt,
6. Karl Friedrich Stern, Landwirt,
7. Wilhelm Peter Hauf, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Ludwig Müller, Landwirt,
2. Gustav Nelson, Landwirt.

H. Nußheim:

1. Vermessungsassessor Nuß beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Gänshirt, Vorstand des Kulturbauamts Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Friedrich Ludwig Haas, Landwirt und Gemeinderat,
5. Friedrich Ludwig Bergdolt, Landwirt und Gemeinderat,
6. Karl August Nees, Landwirt,
7. Friedrich Hager I, Landwirt.

Stellvertreter:

1. August Reinacher, Landwirt,
2. Ludwig Bergdolt II, Landwirt.

J. Spöck:

1. Verm.-Ing. Keck beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Pfisterer beim Kulturbauamt Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Berthold Brecht, Landwirt,
5. Karl Heinrich Hofheinz, Landwirt,
6. Ludwig Friedrich Gruber, Landwirt,
7. Max Seeger, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Friedrich Friedle, Ortsbauernführer und Bürgermeister,
2. Friedrich August Brecht, Landwirt.

K. Staffort:

1. Verm.-Ing. Keck beim Feldber.-Amt Karlsruhe, zugleich Vorsitzender des Ausschusses,
2. Reg.-Baurat Pfisterer beim Kulturbauamt Karlsruhe, Stellvertreter des Vorsitzenden,
3. Landesökonomierat Ullmer in Graben,
4. Gustav Heidt, Ortsbauernführer,
5. Karl Beideck, Landwirt,
6. Eugen Malsch, Landwirt,
7. Wilhelm Friedrich Heidt, Landwirt.

Stellvertreter:

1. Wilhelm Ernst, Landwirt und Zimmermann,
2. Kornelius Hauth III, Landwirt.

Zum Vertreter des Unternehmens wird zu allen Ausschüssen Regierungsbaurat Dr. Köbler (Stellvertreter: Regierungsbaurat Knobloch) bestellt.

Auf § 5 Abs. 1 des Feldbereinigungsgesetzes wird hingewiesen, wonach ohne Zustimmung des Eigentümers in das Verfahren nicht einbezogen werden dürfen: Hausgrundstücke, Hausgärten, Bauplätze, Grundstücke, die zu einem geschlossenen Wald- oder Rebgebiet gehören, im Betriebe befindliche Lehm-, Sand-, Kies-, Kalk-, Tongruben und Steinbrüche, sowie Grundstücke, die gewerblichen Zwecken dienen oder auf denen sich Mineralquellen befinden.

Eigentümer, die glauben, daß durch Einbeziehung eines Grundstückes diese Bestimmung verletzt sei, werden hiermit aufgefordert, innerhalb 3 Wochen nach Beginn der Offenlegungsfrist ihre Einwendungen schriftlich oder zu Protokoll des Bezirksamts zu erklären, andernfalls die Einwendung unberücksichtigt bleiben muß.

Zwangsversteigerung.

Im Zwangsweg versteigert das Notariat am **Samstag, den 27. Juli 1935, vormittags 9 Uhr,** in seinen Diensträumen in Durlach, Amtsgerichtsgebäude, 1. Stock, Zimmer Nr. 9, die Grundstücke des Glasermeisters Philipp Christian Vögtle in Grötzingen auf Gemarkung Durlach.

Grundstücksbeschrieb — Grundbuch Durlach Band 82 Heft 22:

1) Lgrb. Nr. 3361: 16 a 02 qm Acker im Gieß, Steuerw. 736 RM.
2) Lgrb. Nr. 8748: 4 a 50 qm Wiese in den Lochwiesen, Steuerwert 103 RM.

Durlach, den 5. Juni 1935.

Notariat I — als Vollstreckungsgericht.

dann und nahm der Hündin das zierlichste Jüngje von der Brust. „Das gehört jetzt Ihnen, Bob, wie soll's denn heißen? Sagen Sie, wie es gerufen werden soll?"

„Luzie!" stammelte er, ohne das Mädchen dabei anzusehen.

„Meinetwegen! — Also Luzie!" Sie schmeichelte dem kleinen Wollbündel und tätschelte es. „Du gehörst jetzt dem Bob, verstanden. Gib' mal einen schönen Kuß! So." Sie hielt das noch unbeholfene Tier an die Wange des jungen Pöttmes und lachte, als er unter der Berührung der rauhen Zunge, die darüberfuhr, zusammenzuckte. „Weibchen sind immer anhänglicher," klärte Luzie ihn auf. „Ich ziehe Ihnen also die „Luzie" groß. Bis Sie nach Paris gehen, ist sie schon zimmerrein."

„Bitte!" sagte Bob herzlich.

Und plötzlich nahm „das Ekel" wahr und wahrhaftig ihre beiden Hände hoch und küßte sie . . .

Das war der Gipfelpunkt der Ueberraschung, die Luzie heute mit ihm erlebt hatte.

* * *

„Training! Training und wieder Training!" sagte James Pick und wickelte eine Binde um sein rechtes Fußgelenk. „Glauben Sie mir, Fräulein Iffland, jedes Königtum will erkämpft sein, auch das des Sportes."

Margot saß auf der obersten Treppenstufe des großen Bassins und ließ entmutigt den Kopf hängen. „Gestern habe ich die dreitausend Meter in zehn Minuten gemacht. Heute habe ich schon fünf Sekunden länger dazu gebraucht. Morgen werde ich's überhaupt nicht mehr auf dreitausend Meter bringen. Das dumme ist, daß Nießling — —"

„Kennen Sie Nießling?" fiel ihr James Pick lebhaft in die Rede. „Nicht? — Dann werden Sie eine große Ueberraschung erleben."

„Wegen seiner Tüchtigkeit?"

„Auch. — Aber noch mehr wegen seiner Figur. Eigentlich müßte man sagen, wegen seines Figürchens: Wie Filigran. Zart, fein, kapriziös. Mehr Frauen- als Männertyp. Aber Muskeln hat er und eine Ausdauer und ein Training, einfach fabelhaft!"

Margot nahm die blaue Gummihaube ab und strich das feuchte Haar zurecht. Hände und Gesicht waren sehr rot. Die Temperatur des Wassers betrug infolge der letzten, kalten Tage kaum dreizehn Grad. Das Mädchen blickte James Pick an, der auf dem unteren Absatz der Bassintreppe stand und seine breite Brust der Vormittagssonne darbot. „So, wie Nießling, von Beifall umrauscht und einem halben Hundert Photographen abgeknipst aus dem Wasser geholt zu werden, sein wäre das, James!"

Er sagte nichts und drehte nun den Rücken der Sonne zu.

„Sie erreichen's sicher noch, James!" stachelte sie ihn auf. „Ich bin überhaupt der Ansicht, daß Sie das Glück gepachtet haben."

Er wandte sich langsam nach ihr hin und zeigte ein müdes, abgespanntes Gesicht. „Das Glück gepachtet haben — das ist anders, Margot. Ich habe nicht einmal in einer Wiege gelegen. Es war nur ein Waschkorb. Mit fünf Jahren habe ich Zündhölzer verkauft und die Karussells auf den Jahrmärkten in Gang gesetzt. Mit acht wurde ich an die Straßenecken gestellt, um Zeitungen feil zu bieten. Ich verschlang sie selbst, wie nur eben ein Achtjähriger den Stoff einer Zeitung verschlingen kann. Und auffallenderweise verdanke ich ihn auch.

Dann verschaffte mir ein Gönner einen Platz am Gymnasium mit Schulgelderlaß und sechs Freitischen in der Woche. Aber das Essen saß mir wie Bein im Schlund. Dann kamen die Examina: Jedes bestand ich mit eins und dem Vermerk: Vorzüglich. Die Stellung, die ich dann auf Empfehlung hin bekam, war es weniger. Für Hochschule hat es nicht gereicht. Ich wollte nicht wieder sechs Freitische pro Woche.

Durch Zufall — ich habe einen Ertrinkenden aus einem Kanal geholt — hat ein Manager entdeckt, daß ich fürs Wasser wie geschaffen sei. Na, und warum soll ich's nicht sagen — — ich trete nächste Woche im großen Rekordwettschwimmen mit Nießling an."

„So etwas," entfuhr es Margot verblüfft. „Eigentlich schade."

Seine Frage klang ebenso verblüfft. „Warum denn?"

sollten, niemand mehr kennen werden."

„Möglich," gab er zu. Sie suchte herauszuklügeln, wie es gemeint war.

„Der Mensch wird zuweilen über Nacht ein anderer," ergänzte James.

Merkwürdig, dachte sie, nahm den Bademantel über und ging nach der Kabine. Wie sonderbar er manchmal war. Sie fand keinen Ausdruck für das Rasche, von einer Minute zur andern Wechselnde in seinem Charakter. Vielleicht hing das mit seinem baldigen Wettkampf zusammen. Jeder hatte eben andere Sorgen.

Als Margot wieder zurückkam, saß James Pick auf dem Platz, den sie vorher eingenommen hatte und blinzelte in die Sonne. Auch er war bereits fertig angekleidet. „Ihr Männer habt es gut," sagte sie, auf ihn herabsehend, „Ihr braucht wenigstens keine Seidenstrümpfe."

„Sonst haben Sie keine Sorgen?" scherzte er.

„Augenblicklich nicht. Aber das genügt ja."

„Natürlich," meinte er mit leichtem Spott. „Seidenstrümpfe sind ein vollkommen unentbehrliches Requisit für eine Dame von heute. Meine Mutter hat noch gestrickte getragen. Grob gestrickt, mit doppelter Ferse und einem Ränchen in blauer, schwarzer oder roter Wolle, je nachdem. Ich weiß es noch ganz genau. Heute geht das nicht mehr. Die Damen rennen sich auf der Aous die Rippen ein und schlagen sich beim Fußball Schädel und Knie wund — — aber wollene Strümpfe, nein, die kratzen, das hält man nicht aus!"

Sie lachten beide und sahen etwas unsicher voneinander weg.

„Ich fahre nächstens mit meinem Vater an den Rhein," erklärte Margot ihren Wunsch nach Seidenstrümpfen. „Meine Verwandten dort sind schwerreich und vornehm und weiß Gott was noch alles."

„Und der Vetter ist jedenfalls reizend!"

Sie hörte den feinen Unterton heraus und ließ den Blick auf der Wasserfläche ruhen. „Ja, er ist reizend," sagte sie leichthin. „Er wäre eine glänzende Partie für Klaudine."

„Warum nicht für Sie, Margot?"

Sie hob langsam den Kopf und sah ihn voll an. „Man soll nicht zu neugierig sein, James. Können wir morgen noch einmal trainieren?"

„Nein! Ich reise heute abend."

Das herrisch Brüske in seinem Ton verletzte sie. Mit einer raschen Drehung wandte sie ihm den Rücken, besann sich und kehrte ihm noch einmals das Gesicht zu.

„Dann auf Wiedersehen, James!"

„Auf Wiedersehen," sagte er und nahm behutsam ihre Rechte zwischen seine schon wieder warm gewordenen Hände. „Darf ich um eine kleine Erinnerung bitten?"

Die Art, wie er das sagte, versöhnte sie augenblicklich. „Was soll es denn sein?" fragte sie lächelnd. „Ich habe nicht eben viel."

„Vielleicht doch," meinte er, ohne den Blick von ihr zu wenden. „Frauen haben so viel zu schenken — vorausgesetzt, daß sie wollen," fügte er hinzu.

„Und wenn ich wollte?" — — Margot wußte, daß sie jetzt mit dem Feuer spielte. Aber es reizte sie, zu wissen, was hinter seiner kühlen Maske lag.

Da war es schon geschehen! — Da hatte James Pick sich schon genommen, wonach sein Sehnen ging. Ihren schlanken Körper in seine muskulösen Arme zwingend, preßte sich sein Mund, der noch nie den einer Frau verführt hatte, immer und immer wieder auf ihre zuckenden Lippen.

Als er sie endlich wieder freigab, war ihr Gesicht ganz weiß. Das seine aber glühte, und das Flackern seiner Augen erfüllte sie mit Angst. „Was haben Sie denn getan, James?" sagte sie, leise ihr Haar zurechtstreichend. „Ich habe mich immer so sicher bei Ihnen gefühlt."

„Und jetzt nicht mehr?" fragte er knabenhaft schüchtern. „Sagen Sie, Margot, werden Sie mich deswegen meiden?"

In ihre Wangen kehrte wieder das feine Rot, das sie so anmutig machte. „Sie fahren ja ohnedies heute abend."

„Aber ich komme wieder!" entgegnete er. „Darf ich wiederkommen, Margot?"

Sie dachte an zu Hause, an den Vater, an Henriette Pöttmes, und daß James Pick vielleicht hoffte, eine reiche Partie zu machen.

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 15. Juni 1935.)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

2

„Ich hoffe, Papa. Was meinst du übrigens, wenn du dich mit Onkel Theodor in Verbindung setzen würdest, er soll doch so reich sein — —"

Iffland ließ sie gar nicht fertigsprechen, winkte ab und rückte an einem Weinglas, das ihm nicht am rechten Platze schien. „Das kommt gar nicht in Betracht. Quäl' dich doch nicht mehr, Klaudine. Die Hauptsache ist, daß ich euer Wort habe, daß ihr mir nicht böse seid wegen dieser Heirat. Aber ich habe dir ja schon gesagt, es muß sein."

„Und Bob?" Es war dieselbe Frage, die sie schon einmal an ihn gerichtet hatte.

„Den müßt ihr eben mit in Kauf nehmen," meinte er gedrückt. „Ist das so schwer, mein Kind? Ich finde, daß er eigentlich ein armer Mensch ist."

Klaudine grübelte eine Weile darüber nach, wie es gemeint sein könnte und lächelte dann versöhnlich. „Vielleicht hast du recht, Papa. Ich glaube, er muß sich immer ducken. Ob wir uns nicht alle noch werden ducken müssen, Papa? — Meinst du?"

Er antwortete nicht sofort. Erst nach einer Weile sagte er:

„Wir wollen es nicht hoffen."

„Du mußt dir vom ersten Tage an dein Herrentum wahren," bat sie und legte ihre kühlen Finger auf seine nervösen, unruhigen, die immer noch etwas zu rücken und zu ordnen hatten. „Hast du übrigens schon mit ihr gesprochen?"

„Noch nicht."

Klaudine seufzte und horchte auf Luzies helle Stimme, die draußen aufklang. Etwas näher an den Vater herantretend, fragte sie: „Würde es dir leichter fallen, wenn du uns alle drei sofort los hättest, Papa?" Sein Gesicht war mit einem Male ganz verändert, so hatte diese Frage ihn getroffen. „Ich meine ja nur," beschwichtigte sie. „Gar so unmöglich wäre das nicht. Ich gehe zu Onkel Theodor, die Margot nimmt ein Uebersee-Angebot an, wenn sie bei den Olympia-Spielen Glück hat, und die Luzie gibst du ins Pfarrhaus zu Onkel Böhme. Du würdest dich leichter einleben mit Frau Pöttmes allein. Meinst du nicht, Papa?"

„Ihr müßt bei mir bleiben!" stieß Iffland heraus. Klaudine machte es jetzt den Eindruck, als habe er Angst. Er tat ihr sehr leid. „Es wird sich alles geben," tröstete sie. „Ist es so recht, Papa?" fragte sie dann ablenkend, mit einem Blick über die Tafel hin. „Wenn ich nur wüßte, wo ich Luzie hinsetzen soll? Bekommt sie ihren Platz zwischen Ecke und Fritz, nimmt das Kichern und Necken kein Ende. Mit Bob verträgt sie sich nicht. Und für den Vetter ist sie zu jung."

„Vielleicht neben Henriette?" meinte Iffland nachdenklich.

„Um Gottes willen, Papa! Der bleibt ja der Bissen im Mund stecken, wenn die Luzie mit ihrer Weisheit herausrückt. Am besten wird es sein, ich setze sie neben mich. Da kann sie am wenigsten Schaden stiften. — Willst du nicht einen Schluck Wein trinken?" fragte sie besorgt, da sie seine große Blässe bemerkte.

Klaudine öffnete rasch eine Flasche und schenkte einen der Weinkelche voll. Iffland trank ihn leer und sah ihr dabei in die Augen. „Auf eine sorgenlose Zukunft, mein Liebling!"

Es war so selten, daß der Vater seinen Töchtern ein Kosewort schenkte. Um so tiefer berührte es Klaudine. Sie ergriff seine Hand und drückte ihre Wange dagegen. „Für die Frau ist es ja auch nicht ganz einfach," meinte sie ehrlich. „Ein Witwer mit vier Kindern ist immerhin keine beneidenswerte Partie. Und ihre erste Ehe soll nicht sonderlich glücklich gewesen sein."

Er konnte nichts darauf erwidern, denn unten fuhr eben ein Wagen vor, und Margot trat gleichzeitig mit Hans Iffland in den Raum. Hinter ihnen erschienen Fritz und Graf Ecke. Dann kam Luzie, die Bob Pöttmes fünf Schritte vorausstürmte. Sie waren schon wieder im schönsten Streiten.

„Das ist ja gar nicht wahr!" schalt Luzie. „Die Abwässer gehen ja gar nicht in den Kanal! Das haben Sie sich nur eingebildet, Bob. Stinken tut's natürlich schon! Alle Kanäle stinken."

Mit wenigen Schritten war Klaudine bei ihr. „Schweig jetzt!"

Luzie blinzelte den jungen Pöttmes böse an. „Sag' mal selbst, Margot!" rief sie dann der anderen Schwester zu. „Gehen die Abwässer in den Kanal?"

„Natürlich nicht!" kam es lachend zurück. „Zumindestens nicht in den Kanal, durch den wir geschwommen sind."

„Da haben Sie's jetzt!" trumpfte Luzie auf. Es fehlte nicht viel, und sie hätte dem jungen Mann die Zunge herausgestreckt. „Aber Sie müssen natürlich immer recht haben. Es ist häßlich, wenn ein junger Mensch immer recht haben will."

Hans Ifflands herzliches Lachen trieb Luzie ein brennendes Rot auf die Wangen. „Nicht?" meinte sie gekränkt. „Was wahr ist, darf man doch sagen."

„Jederzeit!" bekräftigte der Vetter und blickte nach der Tür, durch die Henriette Pöttmes, geführt von Kaspar Iffland, eben eintrat.

Merkwürdigerweise sah Klaudine in diesem Augenblick nicht auf die zukünftige Frau ihres Vaters, sondern auf ihre Schwester Luzie. Deren Gesicht, das eben noch

geglüht hatte, wechselte jetzt plötzlich die Farbe. Zwischen Weinen und Trotz starrte Luzie auf die schöne Frau und dann auf den Vater.

Aber der hatte nichts von der Gefühlserschütterung seiner Jüngsten bemerkt. Er stellte eben seinen Neffen Hans Iffland und den jungen Grafen Ecke vor. Klaudines Hand war ganz kühl und leicht, als sie diese in die Rechte von Henriette Pöttmes legte. Margots Händedruck war sportsmäßig fest wie immer. Sie konnte nicht anders. Luzie hielt ihre Hand in den Falten des Kleides versteckt, hob sie dann langsam und überließ sie nur widerwillig Frau Pöttmes schlanken Fingern.

Klaudine atmete auf, als man bei Tisch saß. Ein paarmal trafen sich ihre Blicke mit denen des Vaters. Aus seinen Augen sprach stummer Dank.

Frau Henriette Pöttmes zeigte sich als das, dessen man sie rühmte: Eine charmante Frau! Ein Uneingeweihter konnte unmöglich ihr Alter schätzen. Wenn nicht Bob mit seinen dreiundzwanzig Jahren gewesen wäre, hätte man sie für höchstens dreißig gehalten, so glänzend war sie in Verfassung. Dabei war alles an ihr derart unglaublich einfach und gewinnend, daß man sich versucht fühlte, ihr schon bei der ersten Begegnung alle Sympathien entgegenzubringen.

Sie hatte das reiche, aschblonde Haar wie eine Achtzehnjährige in schlichter Welle nach der linken Schläfe hin gescheitelt. Das schwache Rot, das über Lippen und Wangen verteilt war, wirkte durchaus nicht gekünstelt, und der Schatten der sichelförmigen Brauen hob den Glanz der großen, dunklen Augen, die in ihrem tiefen Braun in einem seltsamen Gegensatz zu dem flimmernden Haar standen.

Klaudine versuchte gerecht zu urteilen: Henriette Pöttmes war eine selten schöne Frau. Vielleicht war es doch nicht bloß Geld, sondern auch Liebe, die den Vater zu ihr hinzog. Sie wünschte es fast. Wenn er sich schon einmal mit dem Gedanken trug, sich wieder zu verheiraten, dann sollte doch wenigstens auch sein Gefühl mitsprechen können . . .

Was die Fama behauptete: Daß Frau Pöttmes launisch, herrisch, nervös, unberechenbar, zuweilen sogar grausam sein konnte — wer vermochte das nachzuprüfen?

Ein Körnchen Wahrheit würde ja, wie immer, auch in diesem Falle an dem Gerede sein. Selbst Bob schien seine Mutter mehr zu fürchten als zu lieben. Er war immer auf der Hut, nicht anzustoßen.

Hans Iffland sah ein paarmal nach der schönen Frau hinüber, und auch er machte sich seine Gedanken. Sie war reizend, zweifellos. Seine junge Mutter war das auch, und doch wirkten die beiden Frauen so verschieden. Und was Frau Pöttmes Sohn anbetraf, so schien der arme Kerl nichts, aber auch gar nichts von ihrer natürlichen Anmut und gesellschaftlichen Sicherheit vererbt bekommen zu haben.

Neben ihrer Eleganz wirkte er eckig. Was sie an Weltgewandtheit aufzuweisen hatte, zeigte sich bei ihm als Unbeholfenheit. Er stand ganz im Schatten dieser Mutter, wie er auch in ihrem Bann zu stehen schien.

Der Hausherr selbst war prächtigster Laune, ein aufmerksamer Gastgeber, ein diskreter Verehrer, ein liebenswürdiger, besorgter Vater. Niemand ahnte, daß Kaspar Iffland auch jetzt von Sorgen gequält wurde. Er dachte unaufhörlich an seine beiden ältesten Töchter, ob sie sich wohl mit Henriette verstehen würden und ob über kurz oder lang sich ein Freier für sie fand.

Sie waren nette Mädchen, keine Duckmäuserinnen und auch nicht beschränkten Geistes. Bei Luzie hatte es ja noch Zeit. Die war noch fast ein Kind und schäkerte eben eifrig mit dem Grafen Ecke, dessen schmales Knabengesicht das Erbteil einer überzüchteten Rasse verriet.

Klaudine hatte Frau Pöttmes gebeten, die kleine Tafel aufzuheben, was diese denn auch mit überlegener Vornehmheit tat. Man trank im Musikzimmer noch eine Tasse Kaffee und zerstreute sich dann nach dem Park und den übrigen Räumen.

Kaspar Iffland verspürte trotz seiner fünfundvierzig Jahre das Herz bis zum Halse herauf schlagen als er, Henriette den Arm bietend, den Gewächshäusern zuschritt. Er vermeinte zu fühlen, wie auch ihre Hand ein wenig zitterte. Das machte ihn wieder sicherer. Seine Werbung sollte nicht bloß ein Handel sein, der sich lediglich auf Geldsachen beschränkte.

Schließlich war er schon einmal verheiratet gewesen und sie desgleichen. Man wußte also ungefähr, was man voneinander zu erwarten hatte. Wenn er erst einmal die Schuldenlast abwälzen konnte, würde er nicht mehr allzu schwer sein, ein heiteres Gesicht zu zeigen und den notwendigen guten Willen aufzubringen, sich in diese Ehe zu schicken, selbst wenn Henriette launen haben sollte.

Luzie beobachtete, von einer Ligusterhecke gedeckt, wie der Vater mit Frau Pöttmes die Stufen zu den Treibhäusern hinunterstieg und ballte die Hand. Die sollte was erleben, wenn sie etwa dachte, es wäre so einfach, sich hier festzusetzen und alle unter ihre Fuchtel zu bekommen, wie das bei Bob der Fall war. Sie würde sich nicht kuschen! Sie nicht! Und wenn es alle Tage Zank und Streit gab. Vielleicht lief sie sogar einmal davon . . .

Klaudine, die nach der jüngsten Schwester gesucht hatte, stand nun vor ihr und streichelte ihre Wangen. „Warum weinst du denn, Kleines?"

„Ach!" Luzie heulte jetzt tatsächlich. „Da muß man nun zuschauen, wie dieses Frauenzimmer unseren Vater einfängt!"

Erschrocken preßte Klaudine ihr die Hand auf den Mund. „Schweig' doch, um Gottes willen! Du darfst es Papa nicht noch schwerer machen, als es schon ist."

„Warum tut er's denn dann? — Ich meine, er könnt's doch aushalten mit uns."

Klaudine mußte trotz allem lachen. „Dummerchen!" Sie zog den Kopf der Schwester gegen ihre Schulter und sprach leise auf diese ein, wie schwer die Hypothekenlasten auf Haslbach drückten, wie der Vater sich kaum mehr zu helfen wisse, wie ihm alles über den Kopf zusammenzubrechen drohe; Löhne, Steuern, Gehälter, das müsse doch unbedingt bezahlt werden. Und wie er hoffe, mit dem Vermögen der Pöttmes alles wieder in Ordnung zu bringen . . .

„Muß er sie deswegen gleich heiraten?" fiel ihr Luzie ins Wort. „Er soll sich doch einfach ihr Geld zu leihen nehmen."

Klaudine sah sie kopfschüttelnd an. „Bist du denn wirklich so unvernünftig, daß du glaubst, jemand gäbe sein Geld auf ein Objekt, das schon überlastet ist?"

„Ach, deswegen," maulte die Kleine.

„Ja, deswegen," sagte Klaudine mit Nachdruck. „Komm jetzt! Fritz ist mit seinem Freund Ecke nach den Ställen gegangen. Der Vetter läßt sich von Margot das Familienalbum zeigen. Und Bob sitzt wie ein armer Sünder auf der Treppe, die nach dem Garten führt und döst vor sich hin."

„Das Ekel!" schmollte Luzie.

In Klaudines Augen trat eine ernste Strenge. „Vielleicht denkt er jetzt das gleiche wie du."

„Was denn, Klaudine?"

„Daß er nun zusehen müsse, wie dieser Mann seine Mutter einfängt . . ."

Luzie drückte ihr Gesicht gegen den Hals der Schwester. „Ach, du, muß denn das sein? — Muß denn das sein?! Immer gleich heiraten. Sie soll meinetwegen nach Haslbach ziehen und acht Zimmer für sich einrichten. Sie kann vor mir aus auch Bob mitbringen. Ich werd's schon aushalten mit ihm. Aber ich will keine Stiefmutter! Ich will einfach nicht!" Tränen stürzten ihr jetzt unaufhaltsam aus den Augen. „Wenn wir alle drei arbeiten würden, du, die Margot und ich, meinst du nicht, Klaudine, daß es dann wieder weiterginge? Die Mamme soll mir zeigen, wie man kocht, abspült und Gemüse einweckt und so. Die Margot — das ist ja — —"

„Unsinn," ergänzte die Schwester. „Wo es sich um hunderttausend Mark dreht, spielen ein paar Pfennige keine Rolle mehr."

„Um so viel?" entsetzte sich Luzie.

Die Aeltere nickte gequält. „Geh doch jetzt!" Sie schob die Schwester nach der Richtung hin, in der sie Bob wußte. „Sag ihm ein gutes Wort. Er ist doch in der gleichen Lage wie wir. Willst du, Kleines?"

Und was Klaudine immer erreichte, wenn sie die mütterlich Gütige bei ihrer Schwester spielte, das erreichte sie auch jetzt.

Luzie trocknete die Tränen, zog ihr Kleid zurecht und lächelte verlegen: „Dann wird also das Ekel unser Bruder."

* * *

Bob Pöttmes saß noch immer an der gleichen Stelle: Auf der zweiten Treppenstufe, die zum Garten führte. Er hatte die Arme auf die Knie gestützt und blickte vor sich hin. Als er Luzie kommen sah, rückte er beiseite, als wisse er schon, daß sie neben ihm Platz nehmen würde.

Sie hatte unterwegs eine Rose gepflückt und nagte mit ihren weißen Zähnen an dem Stielende.

„Worüber grübeln Sie denn wieder so angestrengt nach, Bob?" ließ Luzie sich neben ihm nieder und drückte ihm einen Dorn des Rosenstiels leicht in den Handrücken.

Er zuckte kaum und sah unentwegt geradeaus. „Warum haben Sie denn geweint, Luzie?"

„Hab' ich ja gar nicht!" log sie.

„Doch," entgegnete er und hob das tränennasse Taschentuch, das ihr entfallen war, auf, um es ihr in den Schoß zu legen. „Ist es denn schon so weit? — Ich meine mit der Mama und Ihrem Vater? Um Gott, Sie wissen doch davon!" rief er erschrocken, als die Kleine mit einem Male ganz blaß wurde. „Das müssen Sie doch gemerkt haben, Luzie!" Und als das Mädchen nickte, atmete er erleichtert auf. „Mit mir hat die Mama schon vor Tagen gesprochen: Ich werde in die Verbannung geschickt."

„Wohin?" fragte Luzie verblüfft. „Wie? — Wohin kommen Sie, Bob?"

„In die Verbannung," wiederholte er.

Sie wurde ernstlich böse. „So reden Sie doch schon vernünftig! Wie soll man denn aus diesem Quatsch klug werden?"

„Also," sagte er, und nun sah es beinahe aus, als wolle auch er weinen, „die Mama behauptet, ich falle ihr allmählich auf die Nerven mit meiner Unbeholfenheit. Ich müßte endlich einmal dazu gedrillt werden, selbständig zu sein. Bis jetzt habe ich in München studiert. Das nächste Semester soll ich in Paris machen. Dann eines in Bonn, eines in Heidelberg, dann eines in Rom, glaube ich."

„Wieviel denn noch?" fragte Luzie schnippisch.

„Bis ich eben fertig bin," sagte er achselzuckend.

„Und wann wird das sein?"

Darauf wußte Bob nicht gleich eine Antwort. „Sechs Semester werde ich voraussichtlich noch brauchen." Und weil ihr Blick noch immer unverwandt auf ihm ruhte, erklärte er: „Alle Aerzte brauchen so lange."

Also Arzt wollte das Ekel werden, und sie hatte immer gemeint, es wäre gar nichts mit ihm los. Ihr Kleid zusammenraffend, rückte Luzie jetzt dichter an ihn heran. „Würden Sie mir was sagen, Bob, wenn ich Sie auf Ehrenwort frage?"

„Es kommt darauf an," wich er aus.

„Na, dann nicht!" Damit rutschte sie wieder ein Endchen von ihm ab.

„Aber ich habe doch nicht „Nein" gesagt!" wandte er ein. „Was wollen Sie denn wissen, Luzie?"

Sie hatte gerade nach seinen Schuhspitzen gesehen und so etwas wie Neid empfunden, weil diese nicht ein bißchen abgestoßen waren. Die ihren waren immer abgewetzt. Nun ließ sie den Blick nach seinem Beinkleid wandern und dann herauf zu dem blauen Tuchjackett, das Bobs schlanken Körper umspannte. Bis ihre Blicke schließlich an seinen großen, grauen Augen haften blieben. „Glauben Sie, daß Ihre Mutter meinen Vater liebt?"

„Sicher," meinte er ohne Zögern, „Ihr Vater ist immerhin ein Mann, den eine Frau ohne weiteres zu lieben vermag."

Luzie verzog den Mund und sagte spottend: „Sie sind fabelhaft gescheit, Bob! Viel gescheiter als ich gedacht habe. Hat Ihre Mutter uns auch schon beurteilt?"

Diese Frage mußte er verneinen. Er konnte Luzie doch unmöglich verraten, was seine Mutter gegen die Töchter ihres zukünftigen Gatten alles vorgebracht hatte . . .

Luzies Gedanken machten wahre Hechtsprünge. „Aber in den Ferien kommen Sie doch jedenfalls nach Haslbach, Bob?"

„Wenn ich darf?"

Es war das erstemal, daß Luzie ein wärmeres Gefühl für ihn empfand. Klaudine hatte recht: Er war eigentlich ein armer Kerl. „Warum sollen Sie denn nicht dürfen?" meinte sie, und diesmal lag kein bißchen Spott in ihrer Stimme. „Wenn Ihre Mutter hier auf Haslbach zu Hause ist, sind Sie's doch auch."

Beinahe ging ihre Sympathie für ihn wieder in die Brüche, denn er teilte ihre Ansicht nicht. Die Mama würde das nicht wünschen. Er sei jetzt alt genug, sich selbst umzusehen, wo er bleiben könne. Die Mutter bezahle selbstverständlich alles. Sie wolle nur nicht, daß er mit seinen dreiundzwanzig Jahren noch immer an ihrem Rock hänge.

„Am-Rock-hängen ist gut!" lachte Luzie. „Dann wird sie uns jedenfalls auch möglichst bald abschütteln wollen."

Bob erschrak, als hätte er die Pläne der Mutter verraten. „Bei Ihnen ist das natürlich anders, Luzie. Erstens sind Sie junge Damen und keine Männer, und zweitens haben Sie ja ein Recht, hier zu sein, wo Ihr Vater ist. Haslbach gehört doch schließlich den Ifflands und nicht den Pöttmes."

„Na," meinte sie ehrlich, „sagen wir halb und halb. Interessieren Sie sich übrigens für junge Hunde, Bob? — Ja? — Sie dürfen nicht meinen, daß es sich um hergelaufene Köter handelt. Alle sind sie reinrassig. Wollen Sie einen?"

„Die Mutter duldet keine Hunde in der Wohnung," lehnte er verlegen ab.

Jetzt stampfte Luzie zornig auf. „Was denn noch alles nicht! Sie duldet Sie nicht! Hunde duldet sie nicht! Uns wird sie nicht dulden! Warum ist sie denn nicht in ein Kloster gegangen? Da wär' sie ganz allein."

„Nein! Da wäre sie wieder unter vielen," widersprach Bob wehmütig. „Aber sehen möchte ich die Hunde schon, Luzie."

Einträchtig gingen sie nach dem Zwinger, wo Tessa, die Hündin, gerade ihre Jungen säugte. „Ist das nicht niedlich?" fragte Luzie begeistert, nahm einen der jungen Hunde auf und hielt ihn gegen ihre Wange. „Wollen Sie mal ein bißchen fühlen, wie weich das ist, Bob?" Gleichzeitig schob sie ihm das warme Tierkörperchen unter den Rock und lachte, weil er solch ein verdutztes Gesicht machte. „Er tut Ihnen nichts! — Sei gut, Tessa," beschwichtigte sie die Hündin, die aufgeregt an Bobs Beinkleid zu schnüffeln begann. „Gleich kriegst du dein Kindchen wieder!"

Schulter an Schulter sehen sie zu, wie die vier Kleinen tranken. „Würden Sie mir eines großziehen, Luzie?" fragte Bob etwas unsicher. „Für das Futter komme ich natürlich auf."

Luzie hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, bezwang sich aber.

„Sie wollten doch keinen Hund!"

„Ich schon, nur die Mama nicht. Und da dachte ich, wenn ich bei Semesterbeginn nach Paris muß, könnte ich ihn mitnehmen. Daß ich doch wenigstens etwas Lebendiges um mich habe."

Was ist denn mit ihm? dachte das Mädchen erschrocken, als er plötzlich die Arme gegen das Gitter des Zwingers legte und den Kopf hineinwühlte. Dann begriff Luzie mit einem Male! Klaudine hatte recht: Bob war genau so arm wie sie. Sie zürnten seiner Mutter, weil sie ihnen den Vater nehmen wollte, und er verlor mit dieser Mutter eigentlich alles, gab das letzte her, das er noch besaß.

„Bob," flüsterte sie gerührt, das Gesicht dicht an seiner Schulter. „Bob! — — Sie sollen ja einen kriegen! Ich ziehe Ihnen einen groß! Den Schönsten — nein, nicht den Schönsten, aber den Treuesten! Den Allertreuesten sollen Sie haben! Reden Sie doch, Bob! — — Und wenn Sie dann in die Ferien kommen, bringen Sie ihn wieder mit, ja. Dann erziehe ich ihn ein bißchen. Denn Sie werden ihn ja doch bloß verziehen! Nicht wahr, Bob?"

„Ja," nickte er und schämte sich fürchterlich seiner Tränen. Luzies Mitgefühl aber wurde immer inniger und stärker. Das hatte sie ja gar nicht gewußt! — Wer konnte auch ahnen, daß Bob so ganz anders war, als er sich gab? Nach außenhin eckig, unbeholfen, fast wie ein Klotz, der keinerlei Gefühlsregungen fähig ist.

„Bob!" raunte sie ihm zu und steckte tröstend ihren Arm durch den seinen. „Wenn unsere alten Herrschaften wirklich heiraten sollten, dann gehören Sie ja doch gewissermaßen auch zu uns. Ich meine auch hierher nach Haslbach. Sie brauchen keine Bedenken zu haben, wir können Sie alle gut leiden. — — Nein, gewiß, Bob, ich lüge nicht! Wir haben nur immer gemeint, Sie wären so ein Hampelmann, der gar keine — gar keine — ach," seufzte sie, als sie das richtige Wort nicht fand, „Sie wissen schon, was ich meine, Bob. — Komm!" rief sie

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg